Perthes' Schriften zum Weltkrieg / 4.

Christian F. Weiser

Die Hoffnung des Iren

Perthes' Schriften zum Weltkrieg

Viertes Heft

Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha 1915

Die Hoffnung des Iren

Von

Christian F. Weiser

Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha 1915

J. Joachimsthal
in Detroit-Michigan
freundschaftlich zugeeignet

Extra! All about the war! Der gellende Ruf übertönte das ohrenbetäubende Geräusch in der riesigen Bahnhofshalle. Das Zeichen zur Abfahrt des Zuges war bereits gegeben. Hundert Hände griffen aus den Fenstern der Wagen und von den Trittbrettern nach den Blättern. Es gelang mir, zwei Zeitungen zu erhaschen.

GERMAN PROVOCATIONS
WAR SEEMS INEVITABLE

So stand in handhohen Lettern auf dem einen Blatt zu lesen, und die andere Zeitung trug in nicht minder großen Buchstaben die Überschrift:

ENGLISH-AMERICAN UNDERSTANDING
OUR COMMON FOE

Das Jahrhundert sollte also wirklich nicht zu Ende gehen ohne einen Krieg, dessen Folgen nicht abzusehen waren. Und alles um ein paar Inseln im Stillen Ozean!

Beide Zeitungen hielten reichlich, was sie versprachen: Vielleicht war der Krieg zur Stunde schon im Gange. Die Deutschen trugen die Schuld durch ihre Arroganz und Hinterlist. Die Engländer waren die treuen Freunde und Verbündeten der Union. Über den Ausgang des Konfliktes konnte kein Zweifel sein; die ganze Stärke Deutschlands ein Bluff. Die Alliierten werden das Schwert nicht in die Scheide stecken, bis Deutschland auf die Knie gezwungen ist, bis dem Kaiser, diesem die Welt terrorisierenden War Lord, das Handwerk für alle Zeiten gelegt ist. Die ganze zivilisierte Welt ist mit ihrer Sympathie auf der Seite Englands und Amerikas. Nach der Niederwerfung der preußischen Autokratie wird eine Ära des gesicherten Friedens anbrechen. Die Zivilisation wird sich dann ungehindert durch deutsche Tyrannei und Barbarei entfalten können. Kein Opfer, wenn

auch noch so groß, darf gescheut werden, um dieses hohe Ziel zu erreichen. Amerika und England müssen alles Trennende vergessen, um in vereinter Kraft den göttlichen Beruf ihrer Rasse auszuführen. —

Die alte Litanei! — Wie oft hatte man das schon gehört! Aber konnte der Wahn diesmal nicht einen Weltbrand entfachen? —

Ich stand noch ganz unter dem Eindruck einer Theatervorstellung vom Abend zuvor. An sich ein höchst übles Stück. Es spielte auf Samoa. Die Deutschen waren die denkbar kümmerlichsten Gestalten. Feig und brutal zugleich. Aber ihre List und Gemeinheit geraten ihnen schlecht. Die Engländer und Amerikaner, durchweg Gentlemen, wie sie im Buche stehen, Ideale von Männlichkeit und Treue, triumphieren. Die Deutschen versinken in den Hades der Schande und der Lächerlichkeit. Der Schluß ein flaggenwehendes, patriotisch tönendes Tableau englisch-amerikanischer Verbrüderung. Dröhnender Applaus. — Am Nachmittage war ich in einem Vaudeville gewesen. Titel des Zugstückes: Der Spion. Ort: Ein amerikanischer Kriegshafen. Ein deutscher Militärattaché, schon in seinem Äußeren ein widerlicher Geselle, schleicht sich in die Gunst der Tochter des Hafenkommandanten und damit in das Vertrauen der Familie. Er mißbraucht die Zutraulichkeit seines zukünftigen Schwagers, eines jungen Offiziers, um sich in den Besitz von allerhand Dokumenten nnd Konstruktionsgeheimnissen zu setzen. Der Verlust wird bei der alsbald stattfindenden Revision entdeckt. Der Vater erscheint als Verräter, die Familie ist entehrt. Der gemeinsame Tod ist beschlossen. Das Orchester flötet in herzbrechenden Tönen. Die Entlarvung des Spions durch den englischen Attaché. Die Tochter heiratet den Retter der Familie, der zugleich als Retter des Vaterlandes paradiert. Wiederum dasselbe bewimpelte Tableau der Völkerverbrüderung unter dem tosenden Beifall der Menge. — Und solche Stücke gingen Tag für Tag über zehntausend Bühnen des Landes.

Ich legte die Zeitungen weg. Ich hatte genug. An einer Biegung der Strecke wurden noch einmal die Kirchtürme und die ragenden Getreidespeicher der Metropole des Nordwestens sichtbar; dann verschwand das Bild in Rauch und Dunst. — Ich hatte auch einige Zeitschriften und Witzblätter mitgenommen auf den langen Weg. Die politische Krisis der gemeinsame Gegenstand. Stimmung und Niveau wie in Zeitung und Theater. Schließlich griff ich zu einem deutschen Buch, um dem bedrückenden Wust von Haß, Verleumdung und Blöd-

sinn zu entrinnen. Eine Wiener Novellensammlung. So etwas völlig anderes. Liebe, Heiterkeit, Kunst.

Als ich die erste Novelle geendet, legte ich das Buch auf den freien Sitz vor mir und schloß die Augen, um eine Weile zu träumen. Ich muß wohl eingeschlafen sein. Jedenfalls hatte ich nicht bemerkt, daß an einer der Stationen ein katholischer Priester eingestiegen war und sich neben mich gesetzt hatte. Er hielt das Novellenbuch in der Hand und entschuldigte sich in einer treuherzigen und zugleich vornehmen Art, daß man alles verziehen hätte. — Ich wollte Sie nicht wecken. Ich bin schon bei der zweiten Geschichte. Ein prächtiger Erzähler. Ich habe so ziemlich alles von ihm. Dieser Band muß erst kürzlich herausgekommen sein.

Mir war zumute, als hätte der Zug während meines Schlafs glücklich die Grenze zwischen Feindesland und Heimat passiert, und ich schaute unwillkürlich durchs Fenster. Der Priester lachte. Kann's begreifen. Einem Deutschen muß es wind und weh werden in dieser Atmosphäre. „... The divine mission of the Anglo-Saxon race ..." klang es von hinten in unser Gespräch. — Zwei Reverends. — Das Salbadern der Pastoren hinter uns über „die göttliche Mission der angelsächsischen Rasse" hat mich schon die ganze Zeit irritiert, während ich las, flüsterte mir der Priester ins Ohr. Manchmal verstehen sie Deutsch, aber höchst selten. Wenn sie sich mehr in das Studium der deutschen Sprache und Kultur vertiefen wollten, als in die fixe Idee von der „göttlichen Mission" der Angelsachsen, stünde es besser um sie und um die Welt. — Dies Frühjahr fuhr ich einmal zusammen mit einem englischen Reverend aus Michigan; kein Landpfarrer, sondern ein angesehener Stadtgeistlicher und Doktor der Philosophie. Der Mann war allen Ernstes davon überzeugt, daß der Mensch doch eigentlich erst beim Engländer beginne, und daß einzig der Angelsachse die richtigen Begriffe von Kultur und Christentum habe. Die Bekämpfung der German Infidels in seiner Stadt schien eine seiner Hauptbeschäftigungen zu sein. Er erzählte mir von zwei Damen in seiner Gemeinde; die hätten auf sein Drängen ihre deutschen Namen anglisiert. Und glauben Sie mir, so versicherte er mit mystischem Pathos, es ging durch diese Namensänderung auch in ihrem Inneren etwas vor. Er verglich den Akt mit der Taufe. Wie bei dieser heiligen Handlung und der christlichen Namengebung der Geist Gottes Besitz ergreife von dem Täufling und der Böse seine

Gewalt verliere, so sei auch ganz ohne Frage mit der Namensänderung ein neuer Geist über die Damen gekommen. Wenigstens seien sie ihm als völlig andere erschienen, und er habe sie nicht oft genug mit ihren neuen englischen Namen anreden können. Die äußere Besiegelung der Abkehr von ihrer deutschen Vergangenheit erschien dem frommen Manne wie eine Abschwörung des Teufels und aller bösen Lüste. Man muß jahrelang unter solchen Leuten gelebt haben, um eine derartige Borniertheit überhaupt für möglich zu halten. —

Man könnte sich über den nationalen Dünkel, der in den Köpfen dieser „Auserwählten" solch wunderliche Blüten treibt, mit einem mitleidigen Lächeln hinwegsetzen, wenn die „fixe Idee" nicht eine Macht hinter sich hätte, mit der gerechnet werden muß. — Ich wies auf die vor uns liegenden Zeitungen. — Sie haben recht. Es ist ein schwieriges Problem. — Der Priester nahm die Blätter zur Hand: Mit dem einen bin ich schon durch. Ich für mein Teil glaube nicht an einen Krieg. Es ist das alles englische Mache von Anfang bis Ende. Englische Lügen, englische Inspiration und Suggestion. Man kann geradezu von einer Hypnose sprechen. Oder glauben Sie, daß Menschen mit selbständigem Urteil, mit wachem Bewußtsein solcher Albernheiten fähig wären? Das Erwachen wird zur rechten Zeit eintreten. Gewiß, die Angloamerikaner sind im höchsten Grade prädisponiert für eine solche Hypnose, und das ist das Gefährliche der Lage.

Ich habe mich schon oft gewundert, fuhr der Priester fort, wie wenig der Geschichtsunterricht das praktisch-politische Leben der Völker beeinflußt, wie wenig überhaupt „Lehren" der Geschichte gezogen und beherzigt werden. Es geht den Völkern wie den Individuen, sie scheinen nicht durch Lehren, sondern einzig durch Schaden klug werden zu können; und selbst der erlittene Schaden ist oft schon von der nächsten Generation völlig vergessen. Denken wir nun an den landläufigen Geschichtsunterricht. Man hört da von Schlachten und tausend anderen Dingen, Namen und Zahlen schwirren durcheinander, daß einem ganz wüst im Kopfe wird. Nun kann man aber doch von Perioden oder Epochen in der Weltgeschichte nur darum reden, weil die Erscheinungen und Begebnisse eines gewissen Zeitraums irgendwie von innen zusammengehalten werden. Man mag von einer Grundstimmung oder Grundanschauung reden, von bestimmten Tendenzen oder wirksamen realen Faktoren. Geht man von einer Kenntnis des Grundbestimmenden

aus, dann vereinfacht sich oft das vielgestaltige geschichtliche Bild in wunderbarer Weise.

Nehmen wir als Beispiel die Geschichte des englischen Weltreiches. Man müßte mit völliger Blindheit geschlagen sein, wenn man hier den Weg verfehlte zu einem letzten Gesetz, durch das die ganze äußere Politik des britischen Staates zusammengebunden wird. Das Ziel ist die ökonomische Weltbeherrschung, die notwendig zugleich auch eine militärische sein muß. Nach der Vorstellung des Engländers ist sein Land das Sammelbecken, in das durch tausend befestigte Kanäle die Schätze der Welt einmünden und einzumünden haben. Der englische Anspruch wird von den Engländern selbst durch den Begriff der Supremacy formuliert. Das heißt, daß die Engländer für sich die „Oberaufsicht und Obergewalt" der Welt beanspruchen. Nun sehen Sie sich hier diese amerikanischen Zeitungen an. Mit maßloser Entrüstung wird da von „deutscher Provokation" und „deutscher Arroganz" gesprochen. Befände sich das ganze amerikanische Volk nicht in einem Zustande der Hypnose, dann müßte man doch einsehen, daß es seit Weltbeginn keine größere „Arroganz", keine größere „Provokation" gegeben hat als die Selbstverständlichkeit, mit der die Engländer die „Oberaufsicht und Obergewalt" der Welt für sich beanspruchen. Man kann ebensowohl sagen, daß seit Weltbeginn die Geschichte nichts Rätselhafteres aufweist als den Umstand, daß die Welt diese britische „Suprematie" mehr als 200 Jahre sich gefallen ließ. Damit kommen wir zu dem Grundgesetz der britischen Politik, das von den Engländern selbst als preservation of the balance of power bezeichnet wird. Unter dem Begriff „Gleichgewicht der Macht" verstehen die Engländer ein solches Verhältnis der militärischen und ökonomischen Kräfte in der nichtbritischen Welt, das die Möglichkeit einer Gefährdung der englischen Suprematie ausschließt. Die Aufrechterhaltung dieser Balance of power ist das Geheimnis und zugleich das Meisterstück der englischen Diplomatie. Wollte sie das Emporkommen einer Einzelmacht oder einer Mächtegruppe über einen gewissen Punkt verhindern, so ergab sich für sie das Gesetz, stets die zweitstärkste zu unterstützen. Nun ist es ein selbstverständlicher Grundsatz des kaufmännisch kalt rechnenden England, die eigene Kraft, das eigene Gut und Blut entweder gänzlich oder doch nach Möglichkeit zu schonen, und es mußte darum eine Politik erfunden werden, deren Kosten von den andern bestritten wurden. Als wirksamstes Mittel zum

Zweck bot sich den englischen Rechnern der gegenseitige Neid und Haß der Völker. Da nun aber das politisch-ökonomische Weltbild fortwährend sich ändern kann, so ist das Bestreben der englischen Diplomatie darauf gerichtet, nicht allein die vorhandene Gesamtsumme an Feindschaft und Eifersucht unter den Völkern in stets gebrauchsfähigem Zustand zu erhalten, sondern auch noch darüber hinaus überall da Mißtrauen zu erwecken, wo man glaubt, dieses zu gelegener Zeit nutzen zu können. So hat z. B. an sich England nicht das geringste Interesse daran, ob Elsaß-Lothringen zu Frankreich oder zu Deutschland gehört, wohl aber ist es für England von höchstem Interesse, daß der Revanchegedanke in Frankreich niemals ausstirbt, solange kein Ersatz gefunden ist. England muß in der Lage sein, im gegebenen Augenblick dies Rache-Ideal als rotes Tuch vor dem französischen Stier wirksam entfalten zu können, damit er in sinnloser Wut sich auf seinen Gegner stürzt, ohne dabei zu überlegen, daß er lediglich im Dienste Englands verblutet. So muß England auch dafür sorgen, daß die Monroe-Doktrin in Amerika fanatisch festgehalten wird, um die Amerikaner für sich ins Feuer schicken zu können, sobald man dies in London für nötig und nützlich erachtet. Die wichtigste Kammer des britischen Arsenals ist eben die, wo die verschiedenen roten Tücher zur Verhetzung der Völker aufbewahrt werden. Der „rote Faden", der durch die ganze neuzeitliche englische Geschichte hindurchgeht, stammt aus eben diesem roten Tuche. Die Millionen von Menschenleben, die England dieser totkalten, egoistischen Politik geopfert hat, sind nicht zu zählen. Die Geschichte der letzten Jahrhunderte müßte einmal gänzlich von diesem Gesichtspunkt aus dargestellt werden und zwar in einer Form, daß es den Weltvölkern endlich wie Schuppen von den Augen fiele. Es könnte der Menschheit kein größerer Dienst geleistet werden. Dies Buch müßte so allgemein verbreitet werden wie die Bibel, und die Formel der englischen Politik müßte der Gesamtheit der Menschen so geläufig werden wie das Vaterunser, damit der englische Leviathan keine Opfer mehr fände. Dem Verfasser eines solchen Buches, wenn es wirklich diese Verbreitung und Wirkung erlangte, würden allerorten Denkmäler errichtet werden als dem größten Wohltäter der Menschheit. — Vor zwei Jahren verbrachte ich meine Ferien in Montreal. Ich traf da in einem Klub mit einem englischen Universitätsprofessor zusammen, und da er mir sagte, daß er Historiker sei, reizte es mich, das Gespräch auf eben dies Thema zu bringen.

Ich war einigermaßen erstaunt, daß er kaum einen Versuch machte, meine Auffassung zu widerlegen. Der Schluß unserer Unterhaltung war der, daß er mir kalt lächelnd sagte, Kriege seien immer geführt worden und würden immer geführt werden, er könne nichts Verwerfliches darin erblicken, wenn die englische Diplomatie es so einrichtet, daß sie im Interesse Englands geführt werden; um so weniger, da die Zivilisation durch England realisiert und dargestellt werde. Kürzer und prägnanter konnte der englische Standpunkt in der Tat nicht wiedergegeben werden.

Sie haben doch jedenfalls nicht den Versuch unternommen, mit dem Professor den Begriff der Zivilisation zu diskutieren? — Sie meinen, es wäre zwecklos gewesen? — Allerdings; denn wenn Sie auch imstande gewesen wären, dem Herrn den Unterschied zwischen dem englischen Begriff der Zivilisation und dem deutschen der Kultur klarzumachen, so hätte er doch niemals zugegeben, daß die deutsche „Kultur" etwas Höheres, Wertvolleres in sich begreife als die englische „Zivilisation". Die englische Zivilisation ist dem Engländer der Inbegriff alles Erstrebenswerten.

Unsere Unterhaltung lenkte sich damit auf das Besondere der deutschen Philosophie, Kunst und Literatur, auf die geistig-sittliche Vertiefung aller Mittel und Ziele. Der Priester zeigte sich wohlunterrichtet und zugleich bekundete er eine weltmännische Weite und Feinheit des Geistes, wie man sie bei protestantischen Geistlichen, besonders in Amerika, nicht allzuhäufig antrifft. Naturgemäß wandte sich mein Interesse von dem Gegenstande der Unterhaltung mehr und mehr der Person des Fremden zu. Zuweilen bemerkte ich eine gewisse original derbe Ausdrucksweise, und da auch die Aussprache die schwäbische Eigenart nicht verleugnete, konnte kein Zweifel bestehen über die Heimat meines Reisegefährten. Ich hatte in der Gesellschaft des biederen deutschen Pfarrers ein Gefühl, als führen wir zusammen in der lieben alten Heimat etwa von Stuttgart nach Sigmaringen, und als er nach seinem Hut griff, um an der nächsten Station auszusteigen, überkam es mich, als müßte ich mich von einem alten Freunde trennen. Mein Reisegenosse schien ähnlich zu empfinden wie ich; denn statt sich von mir zu verabschieden, schlug er mir vor, die Fahrt zu unterbrechen und sein Gast zu sein, solange es mir nur irgend möglich sei, und als er sah, daß ich mir den Vorschlag überlegte, ergriff er ohne weiteres meine Handtasche. Abgemacht! — Zu weiterer Über-

legung war keine Zeit geblieben; denn der Zug hielt bereits an dem kleinen Stationsgebäude, und da ich in meiner Zeit nicht gebunden war, und die Einladung ganz offenbar von Herzen kam, ließ ich meinen neuen Freund gewähren.

Ein junger Mann aus der Gemeinde erwartete uns am Bahnhof mit dem Gefährt des Priesters. — Hast lang gewartet, Brandl? — Der Zug hat über eine halbe Stunde Verspätung. — Ja, daß ich's nicht vergesse, das ist der Brandl, Joseph Brandl, meine rechte Hand, Kutscher, Küster und Kapellmeister zugleich. — Sagens bloß nicht zuviel, Herr Pfarrer. — Nein, ich glaube, ich habe noch nicht alles gesagt. Der Brandl ist vor allen Dingen ein ganz exemplarischer Mensch. — Die Flory schaut sich um, Herr Pfarrer. Sie wissen doch, Sie haben ihr ein Stück Zucker versprochen heut morgen, weil sie so früh aus dem Stall gemußt hat. — Der Priester liebkoste das Tier. Hab dich nicht vergessen, Flory, hab mir den Zucker heut am Mund abgespart für dich. Läufst aber jetzt brav. Weißt, wir haben schrecklichen Hunger, und die Maria brummt, wenn wir nicht pünktlich sind.

Die Pfarre lag eine Fahrt von etwa zwei Stunden abseits in der Prärie. Ein holpriger Weg. Stellenweise war die Wagenspur kaum zu sehen in dem hohen Grase. — Maria wird sich wundern, wenn ich einen Gast mitbringe; das ist ein seltenes Ereignis für uns. Mein nächster Amtsbruder wohnt über zwanzig Meilen weit. Die Katholiken sind dünn gesät hier. Meist Norddeutsche und Skandinavier. In meiner nächsten Nähe befindet sich allerdings eine Gemeinde von der lutherischen Missouri-Synode und etwas weiter eine andere von der Minnesota-Synode, aber an einen Verkehr mit den Pastoren ist nicht zu denken. Engherzige Leute. Ihre Synodalstreitigkeiten bilden die Grenze ihres Horizontes. Sind aber auch ganz tüchtige Leute darunter mit einem guten Schulsack. Vor einigen Jahren lernte ich in der Stadt einen ganz prächtigen Pommern kennen. Ich glaube, Dallmann hieß er. Mit dem Manne konnte man sich unterhalten. Er ist hier irgendwo in der Prärie geboren und hat Deutschland nie gesehen, aber ich sage Ihnen, der Mann war stolz darauf, ein Deutscher zu sein, und er hatte bessere Begriffe von deutscher Art und Kultur als viele von den deutschen Akademikern, die hierher kommen. Ich kann mir nicht helfen, aber ich glaube, der humanistischen Bildung drüben fehlt der deutsch-nationale Einschlag. Man macht die Leute

zu guten Griechen und Römern, so daß man die guten Deutschen unter ihnen mit der Laterne suchen kann. Was haben denn die Akademiker groß geleistet hier für die Erhaltung des Deutschtums? Von den alten Achtundvierzigern sehe ich ab. Das waren begeisterte deutsche Idealisten. Viele von den verächtlichsten Renegaten hier im Lande sind Leute mit Gymnasial- und Universitätsbildung oder Söhne dieser Allerweltshumanisten. Dallmanns Vater ist ein einfacher plattdeutscher Bauer, aber indem er seinen kernigen deutschen Stolz und sein aufrechtes Wesen auf den Sohn vererbte, hat der Mann für die deutsche Kulturtradition in Amerika mehr getan als ein ganzes Schock von diesen Doktoren der Philosophie, die selbst nie eine Ahnung davon hatten, was es heißt, ein Deutscher zu sein, und deren Söhne ihre deutsche Abstammung nicht schnell genug vergessen können. Übrigens mag Dallmann auch zur Evangelischen Synode gehören. Das weiß ich jetzt nicht mehr. Jedenfalls hat er das Herz auf dem rechten Fleck. Es ist ein Jammer, daß diese Leute hier so selten sind, seltener als die Bäume auf unserer Prärie. — Das hieße ja fast so viel, als daß es hier überhaupt keine solche Leute gebe; denn auf unserer ganzen Fahrt war bis jetzt weit und breit kein Baum sichtbar. Ich habe doch schon unter Lutheranern wie unter Evangelischen eine ganze Anzahl Männer getroffen von der Art Ihres Dallmann, den ich übrigens zu kennen glaube. Mir kommt da z. B. ein Schwabe in den Sinn. Als unbeholfener, scheuer Bauernjunge landete er in Neuyork, verdingte sich zunächst als Pferdeknecht in einer schwäbischen Niederlassung und heute ist er nicht nur ein angesehener Mann in seiner Synode, sondern auch ein Eckehart des deutschen Stammes und ein Vertreter der deutschen Kultur. Mit dem hätten Sie sich auch unterhalten können. Ich habe manchen prächtigen Abend mit ihm verlebt. Selten sind die Leute unter den Pastoren hier; da haben Sie ganz recht. Vor allem aber stimme ich von ganzem Herzen Ihrem Urteil bei über die Akademiker. Ich denke nicht daran, den Wert der humanistischen Bildung als solcher herabsetzen zu wollen, aber unumstößliche Tatsache ist es, daß das humanistische Gymnasium den Stand und die Weltgeltung des Deutschtums ganz unermeßlich geschädigt hat. Das kam mir erst jetzt wieder zum Bewußtsein, als ich unterwegs einen alten Bekannten besuchte. Er ist der Sohn eines Deutschen von bekanntem Namen und kam als Geistlicher der evangelischen Landeskirche hierher. Seit seiner Gymnasialzeit trägt er eine Taschen-

ausgabe von Goethes Faust bei sich, wie ich das überhaupt schon öfters bei diesen Leuten gefunden habe. Die gegenwärtige Krisis brachte es mit sich, daß das Gespräch auf das Politische kam. Das paßte ihm nicht; er wehrte ab mit Zitaten aus Goethe und endete das Gespräch mit dem Ausspruch: „Die deutsche Kultur ist alles, der deutsche Staat nichts", während er mit einer lässig überlegenen Miene seinen Zwicker putzte.

Die Sonne stand bereits am Rande des Horizonts, als wir beim Pfarrhause anlangten. Im Eßzimmer war der Tisch gedeckt. — Maria, noch ein Teller! rief der Priester in die Küche. Ich habe jemand mitgebracht. Der Zug hatte Verspätung wie immer. — Gleich darauf erschien die freundliche Pfarrmagd und stellte das Abendbrot auf den Tisch. — Wenn Maria nicht weiß, was sie machen soll, dann gibt's halt Knödel, neckte der Pfarrer. — Oder Spätzle, ergänzte das Mädchen mit treuherzigem Lachen. — Ja, das ist also die Maria, dem Joseph seine Schwester. Die sorgen beide in geschwisterlicher Eintracht dafür, daß ich nicht umkomme hier in der Prärie. Ich weiß nicht, ob sie so zufrieden sind mit mir, wie ich mit ihnen. — Das wissens schon, Herr Pfarrer, gab das Mädel lachend zurück und wollte wieder nach der Küche. — Wart, Maria, das ist also ein guter alter Freund. Der bleibt hier bei uns. Sieh zu, daß du das Geheimnis seiner Leibspeisen aus ihm herauskriegst. Vielleicht hast's heut schon mit den Knödeln getroffen. Hast auch selber was, Maria? — Dafür lassen Sie mich sorgen. Nun wünsche ich den Herren auch einen guten Appetit. — Damit entschwand sie in die Küche. — Die meisten Leute meiner Gemeinde sind Bayern aus der Gegend von Bamberg. Der eine hat den andern nachgezogen. Die ganze Niederlassung ist innerhalb weniger Jahre entstanden. Sie werden ja die Leute noch kennen lernen. Ein derber, ehrlicher Menschenschlag.

Unterwegs schon hatte mir der Priester von seiner Kirche erzählt, die von den Farmern gänzlich nach seinen Anordnungen gebaut worden sei; und als ich nach dem Abendbrot meinen Wirt bat, mir noch vor dem Schlafengehen das Gotteshaus zu zeigen, war er sichtlich erfreut über mein Interesse. Er ging mit der Laterne voran durch den Garten hinter dem Haus. — Schade, daß wir heut keinen Mond haben; er kommt wohl erst gegen Morgen. — Von der Pforte am Ende des Gartens führte ein mit jungen Silberpappeln besäumter

Weg einen leichten Hügel hinan, auf dessen Höhe die Umrisse der Kirche aus der Dunkelheit hervortraten. Über einige Steinstufen gelangten wir zu dem Tore des durch eine niedere Mauer umschlossenen Gottesackers. Die kleine, aus Feldsteinen erbaute Kirche zeigte in ihrem Äußeren den Versuch, durch wohlbedachte Verhältnisse den Eindruck einer künstlerischen Einheit zu erzielen. — Ich habe ein Vorurteil gegen die üblichen Holzkirchen, bemerkte der Priester, während er die Türe aufschloß. Das religiöse Gefühl ist dem Ewigen zugewandt inmitten der fließenden Vergänglichkeit, und so sollte auch das Gotteshaus in seinem Material etwas von dem Charakter des Ewigen zeigen. — Zudem sind die Steine in hiesiger Gegend leichter zu beschaffen als Holz, so steinarm wie die Prärie sonst ist.

Wir waren schweigend in das Innere getreten. Mein erster Eindruck war, daß in diesem Raume durch die höchste Einfachheit eine höchste Schönheit gewonnen war. Ich hatte früher diese Wirkung des Einfachen nie in solcher Stärke wahrgenommen. Hier war nirgends eine Absicht der Wirkung spürbar, kein Versuch einer Materialtäuschung. Alles wahrhaft und selbstverständlich. — Es ist ein einfaches Kirchlein, aber es gefällt mir so. Echte Schönheit und echte Frömmigkeit sind eines in der Wahrhaftigkeit. — Der Priester sprach es mit gedämpfter Stimme und vervollständigte damit meinen Gedankengang, ohne daß ich ein Wort gesagt hatte. Er gab mir das Licht und überließ mich meiner Betrachtung. In Muße ging ich von Bild zu Bild und bewunderte den Kunstsinn, der in dieser Sammlung tätig gewesen war. Nichts von dem Landläufigen, sondern gut ausgeführte Kopien bedeutender Meister. Und das alles in dieser weltabgelegenen Präriekirche! Eine ähnliche Überraschung erlebte ich einmal, als ich in einem texanischen Blockhaus eine Bibliothek vorfand, deren sich kein deutscher Gelehrter zu schämen gehabt hätte. Von einem badischen Achtundvierziger war sie dahin gebracht worden.

Auf meinem Rundgange kam ich zum Altar, und als ich, zur Andacht gestimmt, mich eben auf die vorderste Bank gesetzt hatte, begann die Orgel in einem zarten Pianissimo. Allmählich wurde das Spiel lauter, und ich erkannte eine Fuge unseres Bach, bis endlich in Forte der Choral „Großer Gott, wir loben Dich“ durch den Raum brauste. Hell klang der Tenor des Priesters. Ich suchte den Weg zum Chor und beim zweiten Verse fiel ich selbst im Baß mit ein. So sangen wir den Choral zu Ende, in dem schon so oft zuvor

kirchlich Getrennte sich vereinigten. Der Priester drückte mir die Hand ohne Worte, und ich verstand die Meinung.

Es ist erstaunlich, mit welcher Sicherheit Sie zu spielen vermögen in der gänzlichen Dunkelheit, sagte ich, während wir die Treppe hinunterstiegen. — Ich spiele oft in der dunkeln Kirche. — — Sagen Sie mir, was ist denn das Größte im Leben? Die Frage schien mir zunächst unvermittelt. Nach einigem Besinnen antwortete ich mit den Worten des Korintherbriefes: Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe; die Liebe aber ist das Größeste unter ihnen. — Sie haben recht. Wir können auch die Sehnsucht sagen. In der Sehnsucht großen deutschen Sinnes werden Glaube, Hoffnung und Liebe eines. Alles wahrhaft Große und Schöne in der Welt wird aus der Sehnsucht geboren. — Die geschlechtliche Liebe wird vielen zur Sackgasse oder zum Irrgarten. Die Tat geht verloren. Nun überkommt es mich oft, besonders in der Dämmerstunde, daß ich es nicht mehr aushalte in meinen Wänden. Es ist ein Verlangen nach einem Wunderbaren, Großen. Ich sage mir, daß das Geschlechtliche dabei keine Rolle spiele, und doch weiß ich es auch wieder nicht. Vielleicht ist das Geschlechtliche wirksam bis in das innerste Heiligtum der Religion und der Metaphysik. — Wir wollen erlöst werden von uns selber. Das Weib scheint dem Manne zu bringen, wonach ihn verlangt. — Vielleicht liegt aber auch die Erlösung in der Tat, in irgendeiner großen Opfertat. Ich meine fast, jede große künstlerische Tat kann auch in irgendeinem Sinne als Opfertat, als Selbsthingabe gelten. Die Tat und die Liebe scheinen dann wieder eins. — Vom Weibe bin ich abgeschieden, und für die Tat ist der Raum hier so eng. — Zu meiner Gemeinde gehören im ganzen etwa dreißig Familien. Die nächste Stadt ist über sechzig Meilen von hier entfernt. In äußerer und innerer Einsamkeit wird mir oft unendlich weh. In der ersten Zeit nahm mich die Sammlung der Gemeinde und der Bau der Kirche in Anspruch. Sie haben meine Kirche ein Kunstwerk genannt. Sie ist allerdings ein Ausdruck des innern Dranges, meiner Liebe. Und nebenbei ist sie auch eine „Opfertat" in dem andern Sinne, daß ich noch für eine Reihe von Jahren die Hälfte meines Einkommens drangeben muß, um sie zu bezahlen, so einfach ihre Ausstattung auch scheint. Sie müssen sich morgen bei Tageslicht das einzelne noch näher betrachten. Ich hätte der kleinen Gemeinde die Schuldenlast nicht aufbürden können und aus dem Baufonds der Zentralbehörde bekam ich nur

einen geringen Zuschuß. Es ist mir jedoch nichts zu viel. Im Gegenteil! Es ist für mich hier zu wenig zu tun, und ich bin noch nicht alt genug, um in dieser Begrenzung und Abgeschiedenheit Befriedigung zu finden. Tagsüber vergesse ich mich wohl unter den mancherlei Pflichten und Verrichtungen, aber wenn es dunkelt, wird mir oft ganz unbeschreiblich zumute. Dann gehe ich meist hier herauf in die Kirche und setze mich an die Orgel. Was ich mir selbst durch das Nachdenken nicht klarzumachen vermag, löst sich da in Tönen gestaltet von mir ab, bis ich mich wieder frei und leicht fühle. Am liebsten spiele ich Bach. Seine Akkorde steigen aus dem untersten Grunde der deutschen Seele empor. Kein anderer Meister hat für die deutsche Art, für den deutschen Drang einen reineren und stärkeren Ausdruck gefunden. Stünde ich inmitten einer Versammlung deutscher Männer und Frauen, die, durch ein gewaltiges nationales Ereignis erschüttert, sich zusammenfanden, um sich auf die letzten Gründe ihres Wesens zu besinnen, um sich in einem Gefühl, einem Gedanken zu vereinigen, und würde mir der Auftrag, die Stimmung der Volksgemeinde zu verdolmetschen, dann stiege ich, um Worte verlegen, auf die Orgelbank und spielte eine seiner Fugen.

Wir waren wieder bei dem Hause angelangt. Maria trat aus der Küche und meldete, daß sie die Flaschen in das Studierzimmer gestellt habe; das Gastzimmer sei auch bereit. — Sie müssen noch unsern Stachelbeerwein versuchen. Wir haben ihn zusammen gebraut, Maria und ich. Das Rezept habe ich von dem Vikar von Wakefield geerbt. Er schäumt ganz wie Champagner, schmeckt vorzüglich und tut einem nichts. Der Pfarrer ging voran die Treppe hinauf. Wir kamen zunächst auf eine Diele, die von einer Nachtampel erleuchtet war. Unter der Lampe stand ein großer, alter Koffer von der Art, wie sie wohl von Auswanderern benutzt zu werden pflegen. Die vorsorgliche Maria hatte die Studierlampe mit der grünen Glocke bereits angezündet und auf einen Tisch im Hintergrunde des Zimmers gestellt.

Die stattliche Bibliothek des Priesters erregte zunächst meine Neugierde. Drei Wände der überaus geräumigen Stube waren von Büchergestellen bedeckt; sie standen auf vorspringenden Truhen, die somit zugleich als Bänke dienten. — Meine Bibliothek zerfällt in drei Teile, erklärte mir der Priester. An dieser Wand steht die schöne Literatur, und was ich über Kunst besitze, hier ist Philosophisches,

Geschichtliches und Wissenschaftliches aller Art, und dort drüben finden Sie die Theologie. Broschüren und Minderwertiges, dem ich das Tageslicht nicht gönne, kommt in die Truhen.

In der Mitte der freien Wand befand sich der Arbeitstisch, daneben ein Stehpult. In den beiden Ecken auf dieser Zimmerseite ließen die Regale einen kleinen Raum. Links befand sich eine Art Altar, ein Kruzifix stand darauf, und darüber hing eine vorzügliche Kopie der Sixtinischen Madonna. In der rechten Ecke hatte ein kleines Harmonium Platz gefunden. Daneben, an dem Regal, hing eine Gitarre. — So ziemlich alles, was Sie hier an Möbeln sehen, bemerkte der Priester, ist eigenes Fabrikat. Es erfüllt seinen Zweck, und ich hab immer wieder meine Freude daran. Das primitivste Stück ist der Altar. — Er hob die Sammetdecke in die Höhe und eine alte Bücherkiste kam zum Vorschein. — Es sollte ein Provisorium sein, aber dabei ist's bis jetzt geblieben.

Der Priester rückte nun zwei bequeme Stühle an den Tisch und füllte die Gläser mit dem gerühmten Stachelbeerwein, der allerdings völlig hielt, was der Wirt von ihm versprochen hatte. — Zigarren kann ich Ihnen leider keine anbieten, aber mein Tabak ist nicht schlecht, und Pfeifen habe ich, wie Sie sehen, in großer Auswahl. Wir werden den Tag nun noch recht gemütlich beschließen. Ich habe der Maria schon gesagt, daß es morgen mit dem Kaffee Zeit hat.

Während wir über dies und jenes sprachen, fiel mein Blick auf eine eigenartige Dekoration an der Wand über dem Arbeitstisch. Es waren da drei gekreuzte Fähnchen angebracht, die durch eine grüne Schleife zusammengehalten wurden. In der Mitte die deutschen, rechts und links die bayrischen und die irischen Farben. Der Priester bemerkte meine Aufmerksamkeit, ohne sich zunächst zu äußern. Als ich mit einem fragenden Blicke mich an ihn wandte, wies er mit der Hand nach dem Flaggenschmuck an der Wand: Ein Symbol meiner Existenz! — Er sagte das in einer bedeutsamen Art, so daß meine Verwunderung sich noch weiter steigerte. — Daß Sie als deutscher Geistlicher in Amerika die Flagge des Deutschen Reiches über Ihrem Pulte anbringen, kann ich mir ohne Mühe dahin deuten, daß Sie auch in dem fremden Lande den Kulturzusammenhang mit der alten Heimat nicht verlieren wollen, und wenn ich zugleich Ihren Beruf bedenke, so mag die Meinung die sein, daß Sie die deutsche Religiosität als einen Wert erkannt haben, den Sie nicht drangeben möchten um

die angelsächsische Art von Frömmigkeit. — Als ich den Priester besonders dem letzten Satze freudig zustimmen sah, fuhr ich fort: Die bayrischen Farben können Sie jedenfalls nur in einem äußerlichen Sinne, insofern Sie der Zufall in eine bayrische Gemeinde geführt hat, als Symbol Ihrer Existenz bezeichnen, da Sie doch selbst ein Schwabe sind. — Sie haben recht, die bayrischen Farben drücken hier nur ein Zufälliges aus, ein Äußerliches meiner Existenz. — So weit bot die Erklärung des Flaggensymbols keine Schwierigkeit. Das Rätsel des Ganzen blieb zurück, und wie ich mich auch bemühte, eine Lösung vermochte ich nicht zu finden. — Ich bin am Ende meines Witzes. Was in aller Welt soll die Farbe der grünen Insel in diesem Dreibunde? — Die Erklärung ist die denkbar einfachste. Ich bin ein Ire. — Ich glaubte nicht recht zu hören, aber der Priester wiederholte: „Ich bin ein Irländer."

Mein Wirt gab die Erklärung mit einem solchen Ernste ab, daß ein Scherz nicht beabsichtigt sein konnte. — Ich fange an zu begreifen. Das nationale Unglück des irischen Volkes, mit dem Sie sich durch Bande der Religion und wohl auch durch persönliche Beziehungen verbunden fühlen, ist gänzlich zu Ihrem eigenen Erlebnis geworden ... Nein, nein, brach der Priester meine Reflexionen ab, ich bin ein leibhaftiger Sohn der grünen Insel. Ich bin in Irland von blutechten irischen Eltern geboren und mit ihnen im Alter von etwa zehn Jahren nach Amerika gekommen. — Ich schaute den Priester ungläubig an. — Sie können mir glauben; ich spreche in vollem Ernste. — Aber Ihre Sprache scheint doch gar keinen Zweifel darüber zuzulassen, daß Ihre Wiege im Schwabenlande gestanden hat, von Ihrer Bildung und Ihrer ganzen geistigen Wesensart gar nicht zu sprechen. Auch Ihre Bibliothek ist doch offenbar gänzlich die eines deutschen Geistlichen; und zwar haben Sie mehr Werke deutscher Wissenschaft und Poesie auf Ihren Brettern stehen, als ich kaum je bei einem meiner protestantischen Kollegen gefunden habe. — Das mag alles sein, und nichtsdestoweniger fließt kein Tropfen deutschen Blutes in meinen Adern, habe ich Deutschland noch nie gesehen. Ist es Ihnen übrigens bis jetzt zum Bewußtsein gekommen, daß wir uns noch gar nicht gegenseitig vorgestellt haben? — Er nannte mir darauf einen typisch irischen Namen, und nun fiel mir ein, daß ich eben diesen Namen auf dem Koffer unter der Ampel gelesen hatte.

Ich war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab. Ich

fühlte mich einem Ungewöhnlichen, einem Außerordentlichen gegenüber, das ganz offenbar aus einem Erlebnis wunderbarer Art hervorging, und ich selbst begann zu erleben. Der Priester klopfte seine Pfeife aus. Ich hoffe, daß ich Sie nun überzeugt habe, Herr Kollege. Wenn Sie noch nicht zu müde sind, will ich Ihnen in aller Kürze erzählen, wie ich mich aus einem irischen Bauernjungen in einen schwäbischen Pfarrer verwandelt habe. Aber zuerst stecken Sie sich eine neue Pfeife an. 's ist gemütlicher so. Und das Trinken wollen wir auch nicht vergessen. Sie werden sicher keine übeln Folgen spüren. — Also denn!

Ich bin ja wohl eine Reihe von Jahren älter als Sie. Meine Wiege stand in einem kümmerlichen Dorfe des südlichen Irland. Es bestand aus etwa zwanzig oder dreißig elenden Lehmhütten. Ein Stück abseits vom Dorf das Schloß in einem ungeheuern Park. — Der Priester nannte mir den Namen des Schloßherrn. — Sie wissen ja, daß der irische Boden den englischen „Junkern" gehört, und daß unsere Bauern das ihnen zu verschiedenen Zeiten geraubte Land als Pächter beackern. Mein Vater war der Dorfschullehrer, und wir hatten zugleich ein kleines Stück Land zur Bebauung. An Kenntnissen stand er weit über seinen Kollegen. Er war ein überzeugter irischer Nationalist. Er pflegte in unserer Familie die Tradition des Hasses zusammen mit unserer alten irischen Sprache. Das Beste aus Lyrik und Epik, die um das irische Elend entstanden sind, mußten wir Kinder — ich hatte zwei ältere Brüder — auswendig lernen. Wir taten's gerne. Mein Vater kannte die Geschichte Irlands von Grund auf, es war das Studium seines Lebens, und meine Mutter war in der irischen Märchen- und Legendenwelt völlig zu Hause. Erzählte uns die Mutter von der Macht und Herrlichkeit des alten, freien Irland, so zeigte uns der Vater, wie das englische Ungeheuer nach unserer Insel kam und alles verschlang.

Das erste große Weltereignis, das ich mit Bewußtsein erlebte, war der Deutsch-Französische Krieg. Mein Vater nahm die Partei der Deutschen, zunächst offenbar nur, weil die Engländer sich für die Franzosen begeisterten. Als aber die Deutschen das mächtige Frankreich mit wuchtigen Schlägen zu Boden warfen, als die Engländer kleinlaut wurden, und der Preußenkönig Wilhelm zu Versailles als Deutscher Kaiser ausgerufen ward, da stieg in meinem Vater der Gedanke auf, daß einmal der Tag kommen könnte, da ein anderer

„Wilhelm“ als „Eroberer“ über den Kanal fährt: und dieser Eroberer wird unser Befreier sein! In Gesprächen mit der Mutter verweilte er gerne mit Ausführlichkeit bei allerhand geschichtlichen Vergleichen und Prophezeiungen, und immer schloß er mit der Versicherung: Zweimal, seit die Angelsachsen Besitz von England ergriffen haben, sind feindliche Heere über den Kanal gekommen, und beide Male, im 11. wie im 17. Jahrhundert, trug der siegreiche König den Namen „Wilhelm“; auch der dritte fremde König, dem England erliegt, wird ein Wilhelm sein.

Nicht nur bei der Mutter zu Hause, sondern auch im Krug führte der Vater solche Reden. Das war nicht klug. Die Stimmung der Iren gegen die Deutschen war um jene Zeit dieselbe wie in England, nur floß sie aus einem anderen Grunde. In dem Preußisch-Österreichischen Kriege waren wir selbstverständlich alle auf der Seite des katholischen Österreich, und im Deutsch-Französischen Kriege hatten die meisten meiner Landsleute auch die Empfindung, als gehe es mit um die katholische Religion. Wenigstens standen unsere Priester irgendwie im Bann dieser Anschauung. Es wurde auch wohl gesagt, die Franzosen seien immer die Freunde der Irländer gewesen. Mein Vater ging in allen Dingen seine eigenen Wege. Er kannte die Geschichte zu genau, um nicht zu wissen, warum die französischen Könige zu ihrer Zeit für die Irländer ein besonderes Interesse bekundeten, daß es keineswegs uneigennützige Gründe waren. Überhaupt war mein Vater von einer inneren Selbständigkeit, wie man sie bei einem Manne von seinen Lebensumständen, zumal in Irland — vielleicht darf ich auch sagen, wie man sie bei einem Katholiken selten antrifft. Und seine Anschauungen vertrat er mit unbekümmertem Freimut. Meine Mutter zankte oft, aber es half nichts.

Den Priester unseres Dorfes habe ich als einen beschränkten Mann in der Erinnerung, der für alle Dinge in der Welt nur den Maßstab seiner Kirche hatte. Ihm waren die Franzosen die Katholiken, die Deutschen die Protestanten. Das genügte. — Wer für Protestanten gegen seine Glaubensgenossen Partei ergreift, der ist kein guter Katholik und verwirkt die Seligkeit. — Mit diesen Worten brach er einmal im Schulhause nach dem Unterricht ein Gespräch mit dem Vater ab, das ich mit anhörte. Mir ward es ganz unheimlich zumute bei dieser Drohung, und ich erzählte der Mutter von dem Zusammenstoß.

Die Woche darauf hatte der Vater eine Debatte im Wirtshaus, bei der auch der Verwalter zugegen war. Auf diesen Menschen hatte er einen besonderen Haß, weil er als Irländer sich zum Fronvogt hergab in dem Dienste der englischen Herrschaft und als solcher mit großer Härte den Pachtzins eintrieb. Die Verräter haben leider immer eine Rolle gespielt in der irischen Geschichte, und sie tun es heute noch, aber ich glaube, bei unterdrückten Völkern ist das immer der Fall, und zwar aus ganz natürlichen Ursachen. — Was meine Mutter stets befürchtet hatte, trat auch bald genug ein. Eines Tages standen wir auf der Straße, und da an eine Anstellung an einem anderen Orte nicht zu denken war, blieb uns nur die Auswanderung nach Amerika übrig. Im März 1871 fuhren wir mit den Bündeln unserer Armut über das Meer. Das vornehmste Stück unseres Reisegepäcks war unser Haß gegen England.

Nach kurzem Aufenthalt in Neuyork, wo mein Vater einige Bekannte hatte, kamen wir nach St. Louis, und schon nach wenigen Wochen fand sich eine Lehrerstelle an einer Kirchengemeinde ganz in der Nähe, die meinem Vater zusagte. Es folgte nun eine glückliche Zeit. Man muß in Knechtschaft und Kümmerlichkeit gelebt haben, um das Behagen der Freiheit gänzlich zu empfinden. — Von meinen Brüdern kam der eine auf eine Farm, der andere in ein Geschäft in St. Louis. Beide haben es zu Wohlstand gebracht. Mein Vater waltete seines Amtes bis zu seinem Tode im letzten Winter, die Mutter hoffe ich noch recht lange zu behalten. Sie hat auf der Farm meines Bruders ihr Heim und erzählt jetzt den Enkeln ihre irischen Märchen und Tierfabeln.

Ich war aufgestanden und nach dem Stehpult gegangen, über dem ich schon beim Eintritt in das Zimmer ein Gruppenbild bemerkt hatte, ohne es näher zu betrachten. Da sehen Sie die ganze Gesellschaft! rief der Priester, während er die Lampe gegen das Bild hielt. Die Aufnahme ist etwa drei Jahre alt. — Sie haben ganz das energische Kinn Ihres Vaters und die träumerischen Märchenaugen Ihrer Mutter. — Sie mögen recht haben. Jedenfalls bin ich in meinem Haß und meiner Liebe ganz der Sohn meiner Eltern. Ich möchte nichts von meinem Erbteil missen.

Was über mich selbst zu berichten ist, kann in ein paar Worten gesagt werden, wenigstens will ich mich so kurz fassen, wie es geht. — Die Gemeinde, an deren Schule mein Vater angestellt war, bestand

zu einem Teile aus Irländern, zum größeren Teile aber aus Deutschen, außerdem war noch eine irische und eine deutsche Filialgemeinde vorhanden. An der Schule waren im ganzen vier Lehrer tätig, zwei von ihnen waren gebürtige Deutsche. Die Seelsorge lag in den Händen von zwei Priestern, einem deutschen und einem irischen.

Zwei Jahre nach unserer Ankunft starb der deutsche Priester, und als sein Nachfolger wurde ein Kaplan aus Deutschland berufen. Dieser Mann ward mir zum Schicksal. Ein aufrechter Schwabe, der bald die Herzen aller Leute in der Gemeinde gewann, der Irländer wie der Deutschen. Er stammte aus einem entlegenen Schwarzwalddorfe. Nach der Priesterweihe war er kurze Zeit als Kaplan auf einem fürstlichen Gute. Irgendein bedeutsames inneres Erlebnis ist mit diesem Aufenthalt verknüpft, über das ich nur Vermutungen habe. In seinem Tagebuche fehlen die Blätter aus dieser Zeit. Er kehrte zum Studium zurück und machte an einer norddeutschen Universität seinen philosophischen Doktor. Philosophie war sein Haupt- und Lieblingsfach; nur unterschied er sich gänzlich von den Kollegen, indem für ihn die Scholastik keineswegs den Inbegriff der Weltweisheit bedeutete. Er kam aus dem Geiste der Mystik und war auch mit den protestantischen Mystikern wohl vertraut. In der Literatur lag ihm die Romantik am nächsten. Hier zeigte er eine ganz seltene Belesenheit. So war er z. B. in Schleiermachers Werken gänzlich zu Hause. Er besaß auch eine außerordentliche musikalische Begabung und spielte eine Anzahl Instrumente mit hoher Virtuosität. Überhaupt hatte sein ganzes Wesen einen lyrisch-musikalischen Schwung. — Damit habe ich Ihnen eigentlich die seelische Disposition eines Häretikers charakterisiert. — Der Priester blickte lachend über den Tisch. — Insofern die Orthodoxie sich im allgemeinen auf den Typus des Scholastikers gründet, und die Mystik mit ihrer ursprünglichen inneren Beweglichkeit der Bändigung durch eine starre äußere Form widerstrebt. Übrigens scheint es mir fast, als hätten Sie sich hier selbst porträtiert. Statt von „lyrisch-musikalischem Schwung" und von „Mystik" können wir ja auch wohl von der „großen Sehnsucht" reden. — Ja, er war auch einer von denen, die durch die große Sehnsucht getrieben werden. — Der Priester sprach die Worte in einer Weise, als ob er von einem geliebten Toten redete. Er ging zu der Ecke, wo das Harmonium stand, nahm ein kleines Bild von der Wand und reichte es mir hin. Tiefe, dunkle Glutaugen blickten aus einem starkknochigen Gesicht. —

Der Bruder seiner Mutter war einer unserer bekanntesten Bischöfe. Durch den kam er nach Amerika. Er war bald in unserem Hause ein täglicher Gast. Gleich bei seinem ersten Besuche fragte er nämlich unseren Vater, ob er etwas von dem Irischen verstehe, und als der Vater ihm sagte, er spreche nicht nur das Irische geläufig, sondern kenne auch die irische Literatur, insoweit von einer solchen geredet werden könne, war er hocherfreut und sprach alsbald den Wunsch aus, Sprache und Literatur gründlich kennen zu lernen. Sie mögen mich als Stammesgenossen ansehen, versicherte er meinem Vater. — Aber Sie sind doch ein Deutscher, entgegnete der Vater; die Deutschen sind doch Germanen und nicht Kelten so wie wir. — Ich erinnere mich noch, daß der Kaplan dem Vater darauf auseinandersetzte, nicht alle Deutschen seien reine Germanen, die norddeutsche Bevölkerung habe einen starken slawischen Einschlag, im Südwesten sei eine Mischung mit romanischem Blut unverkennbar, in den höchsten Schwarzwaldtälern aber, da säßen noch die Kelten der Vorzeit. Vor mehr als tausend Jahren, sagte er, hätten sie sich dahin geflüchtet, als die Germanen in ihr Land eindrangen, und unter sich den Typus ihres Stammes in erstaunlicher Reinheit bewahrt, so daß man etwa auf Jahrmärkten oder zur Zeit des Kirchgangs in den höhergelegenen Schwarzwaldstädtchen die beiden Rassen ganz deutlich unterscheiden könne. Jedenfalls, so schloß er seine Erklärung, sehen Sie in mir einen Repräsentanten eben dieser Schwarzwaldkelten.

Sie hätten meinen Vater sehen sollen. In seiner impulsiven Art umarmte er den Kaplan, wie ein Vater einen verloren geglaubten Sohn bewillkommt, der sich nach langen Jahren wieder plötzlich zu Hause einfindet. Es entstand eine große Freundschaft. Man kam aber eigentlich nie anders zusammen, als um voneinander zu lernen. Mein Vater stellte tausend Fragen über Geschichte und Religion, die der Kaplan oft in langen Auseinandersetzungen beantwortete, und der Schwabe machte erstaunliche Fortschritte im Irischen. Besonders groß war seine Freude, wenn er auf ein irisches Wort stieß, das irgendwie eine Verwandtschaft zeigte mit einem Schwarzwälder Dialektausdruck. Solche Wörter schrieb er sich in ein besonderes Heft. Er lernte das Irische übrigens nicht, wie man gewöhnlich eine Sprache lernt. Am ersten Abend, als das Lernen begann, fragte er meine Mutter, ob sie nicht ein schönes, einfaches irisches Volkslied kenne. Das mußte sie ihm dann vorsingen. Er griff die Akkorde auf seiner Gitarre und

summte die Melodie mit. Währenddessen schrieb der Vater die Worte auf, mit der englischen Bedeutung darunter, und noch am selben Abend sang der Kaplan den ersten Vers des Liedes auswendig zur großen Freude meiner Eltern. Er hatte eine prächtige Stimme, voll und tief, so daß die Leute schon darum gern in die Kirche gingen, wenn er amtierte. Als er den nächsten Abend wiederkam, konnte er das ganze Lied und begleitete sich auf der Gitarre, die er bei seinen abendlichen Besuchen immer bei sich hatte. Ich muß mich in eine fremde Sprache hineinsingen, sagte er; ich muß zu allererst ihren inneren Rhythmus erfassen, den Gefühlsgrund, aus dem sie hervorgegangen ist. Zugleich versah ihn der Vater mit allen Büchern, die er selbst besaß. Nach etwa drei oder vier Wochen wurde ausgemacht, daß an einigen Abenden in der Woche nur noch Irisch gesprochen werden solle; und nach einem halben Jahr hatte der Kaplan die Sprache so weit bemeistert, daß er sich mit einiger Geläufigkeit in ihr unterhalten konnte. Nach einem Jahre hielt er auf einem Gemeindepicknick eine humorvolle irische Rede; kein Irländer hätte es besser machen können. — Da fällt mir übrigens eine Unterredung ein, die ich später einmal mit ihm hatte. Er sagte halb im Scherz, halb im Ernst, ich müsse in Tübingen promovieren mit einer Dissertation über den Humor. Er gab an, was in der Einleitung stehen müsse, dann sprach er von einem theoretisch-philosophischen und einem geschichtlichen Teile, und als eigentlichen Gegenstand dachte er sich eine vergleichende Untersuchung der Sonderart des schwäbischen und des irischen Humors mit allen nötigen Belegen. Ich schrieb mir damals die einschlägigen Stellen bei Friedr. Th. Vischer, Jean Paul und anderen Ästhetikern auf, habe auch gelegentlich einige Notizen dazugelegt, aber dabei ist es geblieben. Dies nur ganz nebenbei.

Ich sagte, dieser Mann sei mir zum Schicksal geworden. Zunächst ward durch seinen Einfluß die Berufsfrage entschieden. Nicht in dem Sinne, daß mir alsbald gesagt wurde, ich müsse Priester werden. Mein Vater dachte an irgendeinen praktischen Beruf, aber der Kaplan behauptete, dazu tauge ich nicht, meine Anlagen und Neigungen lägen in einer anderen Richtung. Ob ich schließlich ein Gelehrter oder ein Künstler würde, das ließe sich nicht voraussagen, jedenfalls aber werde ich nur in einem geistigen Berufe Befriedigung finden. Dem Kaplan fiel es nicht schwer, die Eltern zu überzeugen. Machen Sie mich zu einem guten Iren, dann mache ich Ihren Sohn zunächst zu einem

guten Deutschen. Alles Weitere wird sich finden. — Und er hielt Wort. Ich lernte Deutsch nach derselben Methode, in der er sich das Irische aneignete. Am Ende des ersten Jahres war tatsächlich der Deutsche fertig, und zudem hatte ich es unter der Anleitung meines vortrefflichen Lehrers zu einiger musikalischer Fertigkeit gebracht. Meine Kunst am Klavier oder Harmonium, auf der Violine und Gitarre wurde von meinen guten Eltern nicht wenig bewundert. Am meisten freuten sie sich aber, wenn wir die deutschen und irischen Volkslieder zweistimmig sangen, und der Kaplan spielte die Begleitung auf unserem Harmonium, während ich auf der Gitarre oder Violine sekundierte. Es klang nicht übel.

Mein Lehrer verfuhr in seinem Unterricht keineswegs dilettantisch-planlos. Sein Ziel war, die deutsche Kultur zu meiner geistigen Heimat zu machen, und dieses Ziel verfolgte er unter Berücksichtigung aller subjektiven und objektiven Umstände, die in dem Kreise seiner Kenntnis und Erfahrung lagen. Seine vornehmste pädagogische Absicht war, meinen Geist in eine selbständige Tätigkeit zu versetzen. Ich hatte nie die Empfindung, daß ich von außen her zu irgend etwas getrieben wurde, sei es zu einer bestimmten Betätigung oder zu einem gewissen Schlusse. Es schien mir, daß ich das Nächste immer von mir selbst aus ergriff. Das ethische Ziel seiner Pädagogik war eine geistig-sittliche Selbständigkeit, von der ich schon gelegentlich der Charakteristik meines Vaters andeutete, daß sie sich eigentlich mit dem traditionellen Ideale unserer Kirche kaum vertrage. War es also wirklich das spezifisch Deutsche, zu dem er mich hinzuführen suchte, dann geriet ich mithin unter seiner Leitung in einen Konflikt, der aber im Grunde schon durch das väterliche Erbteil meines Temperaments entschieden war. Er hat darüber nie mit mir gesprochen, wohl aber gab er mir häufig auf Fragen, die mir die wichtigsten schienen, zur Antwort: Das muß jeder mit sich selber abmachen. — Offenbar gehört dies eben auch wieder zu der deutschen Art.

Daß mein Lehrer die Musik mit mir von Anfang an auf das eifrigste betrieb, hatte seinen Grund nicht nur in der von ihm vertretenen Anschauung über das Erlernen fremder Sprachen, sondern viel mehr in der Vorstellung, die er von dem deutschen Wesen und seiner geschichtlichen Entfaltung sich gebildet hatte. Er meinte, die Deutschesten der Deutschen seien musikalische Genies gewesen, auch wenn sie kein einziges Instrument zu spielen vermochten. Übertreibend

sagte er wohl, die ganze deutsche Welt des Fühlens und Vorstellens sei eine Welt von Tönen und werde durch einen besonderen Rhythmus zusammengehalten. Was ich von dem Kaplan sagte, daß sein ganzes Wesen durch einen lyrisch-musikalischen Schwung sich kennzeichnete, das behauptete er selbst von der deutschen Art als solcher. Meine Bemerkung, daß damit zugleich die Disposition zur „Häresie", zur Auflehnung gegen scholastische Satzung gegeben sei, haben Sie ganz in dem Sinne des Kaplans ausgedeutet. Es war nach seiner Anschauung eben dies ureigentümliche Deutsche der Seelenverfassung und Weltstimmung, das die deutschen Mystiker des Mittelalters auf häretische Bahnen trieb. So schien es ihm auch durchaus kein Zufall, daß Luther und andere deutsche Mystiker vor ihm der „edeln Musica" zugetan waren. — Von der romanischen Art sprach der Kaplan als von einer scholastisch-rationalistischen, mathematischen, und er empfand sie als dem lyrisch-musikalischen Wesen, das von dem letzten Gefühlsgrunde der Persönlichkeit aus bestimmt werde, gänzlich entgegengesetzt. Eine deutsche Kultur begann mit dem Augenblick in die Erscheinung zu treten, als die deutsche Seele die starre romanisch-scholastische Welt, in die sie sich eingezwängt fühlte, in den Rhythmus ihres Wesens auflöste. Es war darum kein Zufall, daß die deutschen Klassiker des Tones den Klassikern des Wortes vorangingen, wie es auch nicht als Zufall anzusehen ist, daß Klopstock der Musik leidenschaftlich ergeben war, und daß zuerst die Lyrik, die Hymnik und Odenpoesie vor anderen Dichtungsarten selbständige Töne vernehmen lassen. Überhaupt schien der Kaplan der Metrik ein besonderes Studium gewidmet zu haben. Er behauptete, was die Wissenschaft hier bis jetzt geleistet, könne nur als Vorarbeit gelten; die Aufgabe der Metrik sei, ihr Material als die subtilste Bekundung des nationalen Wesens zu bearbeiten. Vielleicht gehört auch ein Ausspruch hierher, dessen ich mich deutlich erinnere; er sagte, wenn der Franzose pathetisch werde, wähle er klingende Worte, bei dem Deutschen käme das stärkere Pathos in erhöhter Rhythmik zum Ausdruck.

Besaß der Kaplan schon durch sein Interesse für die irische Sprache und Literatur meines Vaters ganze Wertschätzung, so gewann er vollends dessen Zuneigung durch seine Beurteilung des englischen Wesens. England, so begann er eines Abends, werde mit Recht als das Land ohne Musik bezeichnet, und dies müsse als ein Umstand von höchster Bedeutsamkeit angesehen werden. Hier begründe sich im

Tiefsten der Gegensatz der deutschen und der englischen Art, der sich durch nichts überbrücken lasse, weil er auf ein Letztes in dem menschlichen Wesen zurückgehe. Allerdings hätten die Deutschen im 18. Jahrhundert, besonders in den sechziger Jahren, die fruchtbarsten Anregungen von England her empfangen, aber das England, das damals für Deutschland lebendig wurde, sei das vorpuritanische Alt-England gewesen und das spätere England nur, insofern es durch den Puritanismus noch nicht korrumpiert war. Der germanische Shakespeare habe auf die Deutschen gewirkt und die keltische Rhythmik des Pseudo-Ossian. Alle Hervorbringungen des puritanischen Geistes seien nach kurzer Zeit schon von ihnen instinktiv zurückgewiesen worden. Eine Ausnahme werde vielleicht durch „Bunyans Pilgerreise“ gebildet, die besonders in Pietistenkreisen bis in die neuere Zeit viel gelesen wurde.

In der Kenntnis der englischen Geschichte und Literatur ergänzten sich mein Vater und der Kaplan in höchst fruchtbarer Weise. Mein Vater war vielleicht mehr vertraut mit den Einzelheiten, der Kaplan mit dem großen Gang und seinem Sinn. So vermochten sie sich gegenseitig zu belehren. Meistens verliefen die Gespräche in der Weise, daß mein Vater die umfassendere Anschauung des Kaplans durch Beispiele stützte, zuweilen zwang er ihn wohl auch durch sein Material zu einer Korrektur seiner Begriffe. Der Unterricht in Geschichte und Literatur, den ich auf diese Art empfing, hätte anregender nicht sein können.

Nicht ganz acht Jahre lang war der Kaplan mein Lehrer. Die Sprache des Unterrichts und der Unterhaltung war selbstverständlich deutsch, im letzten Jahre versuchte er es wohl auch zuweilen mit dem Lateinischen. Die Lehrbücher wurden mit wenigen Ausnahmen aus Deutschland bezogen. Eines Tages erklärte mir der Kaplan, er hätte mich nun so weit, daß ich die Reifeprüfung eines deutschen humanistischen Gymnasiums mit Ehren bestehen könne, und was ich in Psychologie, Logik, Religionsgeschichte, Ethik und Ästhetik gelernt hätte, käme gut der Arbeit von zwei Semestern an der Universität gleich.

Ich hatte mich ohne Drängen von irgendeiner Seite für den geistlichen Beruf entschieden. Ausschlaggebend war das lebendige Beispiel meines Lehrers, der längst zu meinem vertrautesten Freunde geworden war. — Der geistliche Beruf ist nicht für die Trägen und Satten, pflegte er zu sagen. Der wahre Priester wird von dem großen Hunger getrieben, von der göttlichen Sehnsucht nach dem

Ewigen, das überall dort spürbar wird, wo die Liebe Opfer bringt. Die Liebe ist in ihrem letzten Grunde nichts anderes als das Verlangen, sich selbst in einem andern, sich selbst in dem Ewigen zu vergessen. — Es waren dies nicht nur Worte in dem Munde meines Freundes. Er lebte das Christentum in werktätiger, opferwilliger Liebe. Oft war er gegen Ende des Vierteljahres selbst in Verlegenheit, weil er andern über Vermögen geholfen hatte.

Nach vier Jahren hatte ich meine theologischen Studien beendet. Ich war während dieser Zeit mit meinem Lehrer in ständigem Briefwechsel geblieben. In mancher Gewissensbedrängnis war er mir ein väterlicher Berater. Zunächst war ich an verschiedenen größeren Gemeinden zur Aushilfe tätig, dann kam ich hierher nach dem Norden. In dem ersten Briefe, den ich aus der Heimat erhielt, ward mir der plötzliche Tod meines Freundes gemeldet. Eine Epidemie. Diphtheritis. Er dachte nie an sich. — Einige Zeit danach schrieb mir mein Vater, der Kaplan habe mir testamentarisch seine Bibliothek vermacht, und dazu auch noch sein Harmonium, seine Violine und Gitarre und sein Meßgewand. Auch das Kruzifix dort ist von ihm. Auch das Bild über meinem Hausaltar. Und die Pfeife hier.

Der Priester sprach nicht weiter. — Ich stand auf und trat an das Fenster. Es war mir selber etwas angekommen, das ich nicht zeigen wollte. Ich hörte, wie der Pfarrer das Zimmer verließ. Nach einer Weile kam er wieder zurück und stellte eine neue Flasche Wein auf den Tisch. — Ich habe einen Zettel auf den Herd gelegt für Maria, daß sie nicht im Hause herumrumort morgen früh und Sie im Schlafe stört. Wenn Sie zu Bett gehen wollen, will ich Ihnen leuchten. Das Zimmer ist auf der anderen Seite der Diele gegen die Kirche zu. Ich habe eben nachgesehen. Es ist alles in Ordnung. — Sie selbst scheinen noch nicht müde zu sein. Sie stopfen sich ja eine neue Pfeife! — Ja, wissen Sie, für mich ist das heute ein Tag, wie ich ihn seit langem nicht erlebt habe. Wir haben nicht von Cicero gesprochen. Sie wissen doch, daß der alte Kant von sich erzählt, er pflege an Cicero zu denken, wenn es mit dem Einschlafen nicht gleich gehen wolle, weil durch das schwankend ungewisse Bild schließlich jene Gedankenverwirrung eintrete, die in den Zustand des Schlafes hinüberführt. — Für mich war dies vielleicht noch weniger ein Alltag wie für Sie. Ich fühle mich mitten in einem wundersamen Erleben und könnte mit dem besten Willen jetzt nicht an Schlaf denken. —

Mich freut es, wenn Sie noch aushalten. Zu Monologen habe ich hier Zeit genug in meiner Einsamkeit; zu viel Zeit. Da überkommt es mich manchmal wie ein Heißhunger nach Menschen, nach wirklich lebendigen Menschen, die irgendwie ein Ganzes darstellen, eine Einheit, eine Antwort auf das große Fragezeichen von Welt und Leben. Bei den meisten flattern die Enden ihrer Existenz im Ungewissen, nichts Zusammengebundenes, keine Gestalt. Zuweilen fahre ich wohl in die Stadt und sehe mich da um, aber meist komme ich unbefriedigt zurück.

Wir nahmen unsere alten Plätze wieder ein, während der Priester sprach. — Mein Kollege dort, den ich besuche, ein Freund vom Seminar her, ist ein ganz vortrefflicher Mann, aber unsere Unterhaltung gedeiht nie über das Alltägliche. Erinnerungen aus der Seminarzeit, kleine Kirchenpolitik und allerhand Gemeindeangelegenheiten; mehr ist es nie. Ich stoße mich fortwährend an der Grenze seiner kleinen Welt, und wenn ich eine Öffnung versuche, dann spottet er wohl über die „Metaphysik", bei der nichts herauskomme, und bringt seinen Dominokasten. Wie er selbst nicht in Wahrheit lebendig ist, so hat er auch keine wirklich lebendige Religion. Religion ist ihm eine traditionell festgelegte Seelenverfassung, die gläubige Aufnahme des durch die Kirche Dargebotenen; im letzten Grunde lediglich ein Fürwahrhalten, dem man sein Wollen und Fühlen gehorsam unterordnet. Mir scheint aber, daß echte Religion nicht von dem Denken, sondern von dem Fühlen ausgehe und zwar von jenem intensiven Fühlen, das wir als Erleben bezeichnen, und das keinen Teil unseres Wesens draußen läßt. Lebendige Religion ist ein Fortschreiten in dem Erleben Gottes, in dem Erleben der Wahrheit. Ich könnte auch sagen, Religion sei die unmittelbare, lebendige Beziehung des Individuums zu dem Ewigen. Wüßten Sie es anders auszudrücken? — Ich könnte wohl einen andern Ausdruck finden, aber der Sinn wäre derselbe; jedenfalls haben Sie das Konfessionelle damit hinter sich zurückgelassen. — Mir scheint, daß man das Konfessionelle immer hinter sich zurücklassen muß, sobald man sich bemüht, zu würdigen Begriffen der Religion sich zu erheben. Die Religion ist Ehrfurcht vor dem Einen, dem Allumfassenden. Wer den Begriff dieses Einen, Ewigen in seiner Weite und Tiefe ahnungsvoll erfaßt hat, dem wird weh zumute, wenn er von dieser Erhebung wieder hinabsteigen muß in die konfessionelle Enge. Gehört die Weite zu dem Begriff des Göttlichen, dann gehört die Enge zu dem Begriff der Sünde, und zwar hat dieser Satz all=

gemeinste Bedeutung. — Ich fühle mich mit Ihnen völlig eins, nicht allein in dieser besonderen Überzeugung, sondern auch in der Anschauung, daß die wahre Anbetung Jerusalem und Garizim hinter sich zurückläßt. Darin wären wir ja gute Christen. Als ich sagte, Sie hätten sich über das Konfessionelle erhoben, dachte ich nicht an die Schranke als solche, sondern im besonderen an Ihren Wahrheitsbegriff. Die Wahrheit ist Ihnen das Produkt eines unmittelbaren Erlebens und Sie könnten diese Anschauung vielleicht rechtfertigen aus dem Worte Christi von der Anbetung im Geist und in der Wahrheit. Demgegenüber besteht aber doch die Lehre Ihrer Kirche, daß die Wahrheit als ein wandellos Gegebenes zu betrachten sei, das im Glauben erfaßt werden muß und zwar gemäß ganz besonderen kirchlichen Direktiven. — Sie haben recht. Der Gegensatz ist da und er scheint unüberbrückbar. Hier war es eben, wo der Kaplan mir auf mein Bedenken sagte, das müsse jeder mit sich selber abmachen. Ein andermal wurde er deutlicher und sprach von der Menge des Volkes, die keinen Halt und keine Schranke in sich selber besitze, und für die darum ein äußerlich Feststehendes von Recht und Wahrheit in Geltung erhalten werden müsse. Damit brachte ich in Einklang, was er mir zu anderer Zeit über den deutschen Idealismus sagte. Er setzte ihn gleich mit dem Glauben an das Gute, Wahre und Schöne im Menschen, das sich zur Entfaltung emporringe, mit dem Glauben an den Fortschritt der Menschheit in der Richtung des Ideals und dem Entschlusse des einzelnen, an diesem Fortschritt tätig mitzuarbeiten. Wieder ein anderes Mal, als ich ihm sagte, nach katholischer Weltanschauung könne der Fortschritt nur als ein ewiges Kreisen um einen in der Vergangenheit festgelegten Punkt, als eine um die in der Vergangenheit gegebene Wahrheit kreisende Interpretation gedacht werden, gab er mir zur Antwort, das Bild sei richtig, aber nur für den äußeren Anschein des Befundes. Tatsächlich liege hier eine der bedeutsamsten Selbsttäuschungen der Geschichte vor; denn alle wahre Interpretation sei ein Erleben und damit ein Neuschöpfen, wie jede Geschichtschreibung, die mehr ist als eine Chronik der Ereignisse, sich auf ein individuelles Sehen und Erleben gründet. Die Bedeutung des schöpferischen Erlebnisses bei der „Interpretation" religiöser Gegebenheiten trete aber gegenüber dem psychologischen Vorgange bei der weltlichen Geschichtschreibung um so mehr hervor, weil der Kern des „Positiven" in der Religion an sich schon weniger eine äußere Tatsache als ein inneres

Erlebnis darstelle. Aus diesem Gesichtspunkt beurteilte er die Dogmen und Kulthandlungen der Kirche in ihrem ganzen Umfange. Sie waren ihm nicht das „Ding an sich", auf das man schwören müsse, sondern lediglich Symbole des fortschreitenden religiösen Erlebens, denen darum die Unvollkommenheit ständig anhafte. Gegenüber den ehrwürdigen äußeren Zeichen früheren Erlebens aber sei zartfühlende Pietät am Platze, zumal wir stets solche unter uns haben, die noch in der Fibel lesen.

Einmal, als mir alles zu wanken schien, beruhigte er mich mit dem Worte: „Wahrheit ist Wahrhaftigkeit." Hier fühlte ich plötzlich festen Grund unter meinen Füßen. Damit sage ich dir nichts Neues, fuhr er fort; in der Schrift steht: Dem Wahrhaftigen läßt es Gott gelingen. Mögen andere von Religion halten, was sie wollen; das ist deutscher Glaube. — Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen. — Goethe wird von den Unsern als „Heide" gescholten, und doch ist sein „strebendes Bemühen" nichts anderes als die in Bewegung gesetzte Wahrhaftigkeit, von der die Schrift uns versichert, daß Gott es ihr gelingen lasse. Die Wahrhaftigkeit macht den Charakter des deutschen Wesens, des deutschen Strebens, der deutschen Kultur aus. Charakter und Wahrhaftigkeit sind für uns Deutsche eins und dasselbe. In diesem Sinne sagt Fichte: „Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend." — Es gibt eine welsche Religiosität — der Kaplan dämpfte seine Stimme, als ob er mir ein Geheimnis anvertrauen wollte —, die ein *sacrifizio dell' intelletto* den Glaubenssätzen gegenüber verlangt, das nach meinem Empfinden nicht ohne ein Sacrifizio des Charakters gebracht werden kann. Hier ist meine Grenze. Die ganze sittliche Energie der deutschen Art, die ich als die meinige fühle, ballt sich hier zusammen zu entschlossenem Widerstand. Die Persönlichkeit kann weder durch Forderungen des Staates noch der Kirche angetastet werden; denn es gibt keinen Wert, der höher stünde. Die Größten des deutschen Volkes haben die Persönlichkeit und die Wahrhaftigkeit als ein Erstes und Letztes erkannt, und so bekundet sich die deutsche Art auch darin, daß in dem Begriffe der Freiheit ihr ganzes Kulturstreben sich verbindet. Die Philosophie, Ethik und Religion der Deutschen sind in ihrem Tiefsten dem Gedanken der Freiheit als Problem oder Ideal zugewandt, und wo ihre ästhetische Spekulation sich zu einem Letzten erhebt, da begreift sie das wesenhaft Schöne

als Freiheit in der Erscheinung. Unter dieser erscheinenden Freiheit aber ist im Grunde nichts anderes zu verstehen als die erscheinende Persönlichkeit oder doch ein Symbol der Persönlichkeitsgestalt. Und zugleich erbaut sich diese wesenhafte sittlich-ästhetische Form aus einer Wahrheit, die von den Deutschen als eine Weltwahrheit, als ein kosmisches Gesetz begriffen wird. Sie wollen an keine Willkür glauben. Gott ist ihnen ein Gott der Ordnung, des Gesetzes. Daß ein Gott sei, bedeutet ihnen also, daß eine sittliche Weltordnung bestehe, und das aus dieser Ordnung Gestaltete ist ihnen das Wahre, Gute, Schöne. Damit haben die Deutschen die Summe der Antike in ihre Kultur aufgenommen, und mit ihrer stammeseigentümlichen sittlichen Energie, verstärkt durch die Kräfte des Christentums, haben sie das menschliche Streben und Erkennen, Dichten und Schaffen auf eine zuvor nie erreichte Höhe geführt. Während andere Völker von der Sinnenwelt Besitz ergriffen, haben die Deutschen aus Geist und Gewissen zugleich eine Innenwelt erbaut als ein Reich des Wesens, von dem man nicht sagen kann: siehe, hie oder da ist es. Daß auf dem schöpferischen Grunde der deutschen Kultur Geist und Gewissen ineinander wirksam waren und sind, besagt aber nichts anderes als die für den Deutschen feststehende Zusammengehörigkeit der Wahrheit und der Wahrhaftigkeit. Freiheit, Wahrhaftigkeit und Persönlichkeit bilden zusammen die Dreieinigkeit, die das Wesen der Deutschheit ausmacht.

Es kam Friede und Freude über mich durch solche und ähnliche Auseinandersetzungen des Kaplans. Ich wurde einem inneren Sinne nach zu einem Deutschen, zu einem, der strebend sich bemüht und in innerer Freiheit seinen Weg geht.

Der Weg, den Sie gegangen sind, war sicher kein leichter. Sie haben unter der Führung Ihres Freundes das Heiligtum des deutschen Geistes gesucht, während es zugleich Ihr Bestreben war, das Heiligtum Ihrer Kirche nicht zu verlassen. Es waren nicht die schlechtesten Katholiken, die vor Ihnen um das gleiche Problem sich gemüht haben. Offenbar hatte sich der Kaplan innerlich jener Gemeinde deutscher Katholiken angeschlossen, die in der großen Zeit vor hundert Jahren eine nicht unbedeutende Mitgliedschaft zählte. Es waren das Männer, die auf eine Abschwächung des konfessionellen Gegensatzes hinarbeiteten und die die Bahn freimachen wollten für eine tätige Mitarbeit der katholischen Volksgenossen an dem Aufbau unserer Kultur. Ähnliche Bestrebungen waren damals auch in dem Judentum wie unter den

Protestanten rege. Die Ansätze zu einer gegenseitigen Verständigung auf national deutschem Boden waren vielversprechend, aber in einer kleineren Zeit gingen die großen Gedanken wieder verloren. — Doch wohl nicht für immer? — Sicherlich nicht. Bei einem neuen Aufschwung des geistigen Lebens werden alle diese Gedanken wiederkehren. — Sehen Sie, das war auch die feste Überzeugung des Kaplans, und ich hoffe, diese neue große Zeit noch zu erleben. Ich fühle mich in allen Kulturdingen so gänzlich als Deutscher, daß ich an den Schmerzen und Hoffnungen Ihres Volkes den denkbar innigsten Anteil nehme.

Offenbar werden Sie in Ihrer Kirche auch als Deutscher und nicht als Irländer angesehen, sonst hätte man Sie doch nicht in diese deutsche Niederlassung geschickt. — Keineswegs. Unser Erzbischof hat das Prinzip aufgestellt: erst Amerikanisierung, dann Christianisierung. Seine Meinung ist, die Massen der Eingewanderten müßten schnellstens anglisiert werden, alles andere komme erst in zweiter Linie in Betracht. Er schickt darum an die irischen, polnischen und deutschen Gemeinden immer einen Priester von einer anderen Nationalität, damit die Gemeinden und die Priester gezwungen werden, sich in der englischen Sprache zu verständigen. So kenne ich einen deutschen Priester, den er an eine irische Gemeinde gesetzt hat, obwohl sein Englisch nicht viel weiter reicht als zur Lösung eines Eisenbahnbilletts. Die Predigt kommt da selbstverständlich gänzlich in Wegfall, und an eine Ausübung der Seelsorge ist kaum zu denken. Ich spreche hier in meiner Gemeinde nur deutsch und denke gar nicht daran, dem Emporkommen des Englischen irgendwie Vorschub zu leisten. Ich bemühe mich vielmehr in jeder Weise, durch Unterricht, Predigt, Vorträge und in Gesprächen die jungen, hier geborenen Leute in ihrer Sprache und ihrem Volkstum zu befestigen, indem ich einen Begriff von der einzigartigen Größe der deutschen Kultur und ihrer Weltbedeutung in ihnen erwecke. Der Kaplan pflegte zu sagen: Alles Internationale ist farb- und kraftlos. Das wahrhaft Große und Schöne in der Welt, das Herzerhebende stammt aus dem Eigentümlich-Nationalen. Er hatte dabei vor allem die Kunst im Auge, aber mir scheint, der Satz gilt auch in der Religion. Das Beispiel des Katholizismus kann nicht dagegen angeführt werden. Hier ist nur die Organisation und das Dogma international; in einer Art haben auch die durch den byzantinischen Geist einerseits und den romanischen anderseits erzeugten Kultformen internationale Geltung

erhalten, innerhalb der Form der Gemeinsamkeit aber entfaltet sich das religiöse Erlebnis eines jeden Volkes in eigener Weise, und es sind jene schlechte Diener des Heiligen, die das Internationale auf Kosten des Nationalen pflegen. Die Reformation war nichts anderes als ein elementarer Durchbruch des Nationalen. Jedenfalls aber stellt die besondere deutsche Religiosität einen Wert dar, der der Welt nie verloren gehen darf und nie verloren gehen wird, weil er sich im Falle der Not durch seine innere Kraft mit Gewalt behaupten wird. Es läßt sich dieser Wert kurz als die Wahrhaftigkeit bezeichnen. Die Wahrhaftigkeit muß uns als religiöser Grundwert gelten, ist doch der „Gott der Wahrheit", wie ihn die Schrift nennt, der hehre Gegenstand des religiösen Erlebens. Deutschheit und Frömmigkeit scheinen somit eines in ihrem quellenden Grunde; und so kann auch von dem Deutschtum gesagt werden, daß es im Falle der Not durch seine innere Kraft als ein Weltwesenhaftes, ein Weltnotwendiges mit sieghafter Gewalt sich behaupten werde. Daß das religiöse Erlebnis in dem Sinne eines Erlebnisses der Wahrheit, des Wesens in dem Mittelpunkte des deutschen Denkens und Wollens steht, wird durch die Geschichte des deutschen Volkes erwiesen. Kein Volk hat seine ganze Existenz mit einem solchen Ernste, einer solchen Lauterkeit auf das Ewige bezogen. Nie wurde darum auch von den Deutschen als Volk die Religion von dem Selbstzweck in das Mittel verkehrt. Die Wahrhaftigkeit und die Unmittelbarkeit bedingen sich gegenseitig. So haben auch die Deutschen von sich aus nie die Politik in die Religion getragen, wohl aber umgekehrt die Religion in die Politik. Sie hatten allerdings den Schaden davon. Der Zentralpunkt ihres Erlebens erfüllte den ganzen Kreis ihres nationalen Seins. Der Wahrhaftigkeitsdrang steigerte sich bis zu den Grenzen eines das nationale Gleichgewicht störenden Fanatismus. Nun scheint mir aber, daß die Forderung der Wahrhaftigkeit im religiösen Leben nirgends mehr not tue als auf der angelsächsischen Erde.

Der Priester stand auf und ging in starken Schritten im Zimmer auf und ab. Der ausgesprochene Gedanke enthielt offenbar eine sein ganzes Wesen erregende Überzeugung. Er stand schließlich vor mir still. Sagen Sie mir, was ist das größte Problem der amerikanischen Kultur? — Nach der allgemeinen Anschauung, die auch von Ihrem Erzbischof geteilt wird, ist es die Amerikanisierung der Einwanderermassen, und es wäre gegen den Satz kaum etwas einzu-

wenden, wenn unter dieser Amerikanisierung das Richtige verstanden würde. — Ganz meine Meinung, das ist der Punkt. Was aber ist es denn, das die große Masse der Leute, die von „Amerikanisierung" reden, sich dabei denkt? — Darauf läßt sich nicht so leicht antworten, da von einer eigentümlichen amerikanischen Kultur bis jetzt noch nicht gesprochen werden kann. Wie die amerikanische Literatur als ein Kapitel der englischen Literaturgeschichte betrachtet werden mag und in vielen der hier üblichen Schulbücher auch tatsächlich nur als Anhang gegeben wird, so ist auch das amerikanische Geistesleben in seiner Gesamtheit kaum etwas anderes als eine angelsächsische Provinz; der fremde, etwa der deutsche Einschlag kommt in dem großen Bilde kaum zur Geltung. Die Massen amerikanisieren hieße also wohl im wesentlichen, ihnen die englische Sprache beibringen und sie mit den angelsächsischen politischen, religiösen und gesellschaftlichen Begriffen und Einrichtungen befreunden. Es wäre auch im Sinne der meisten dieser Herren, wenn ich sagte, die Einwanderer amerikanisieren heiße so viel, als ihnen die Überzeugung von der absoluten kulturellen Überlegenheit des Angelsachsentums und die englischen Begriffe der Wohlanständigkeit in der persönlichen und öffentlichen Lebensführung beibringen. — Gut, gut! Aber wir können's kürzer sagen: Die Amerikanisierung der Einwanderer heißt so viel, als ihnen den englischen Dünkel und den englischen cant beibringen. Sie sollen der angelsächsischen Verlogenheit und Heuchelei ausgeliefert werden. Hatten wir aber nicht ausgemacht, daß die Wahrhaftigkeit das Ureigentümliche des deutschen Wesens und vor allem der deutschen Frömmigkeit darstellt? Nun sehen Sie, was i c h unter dem großen Problem der amerikanischen Kultur verstehe, und damit steht auch zugleich fest, daß die Deutschen hier im Lande in erster Linie zu der Lösung dieses Problems berufen sind. Wir müssen uns freikämpfen von der angelsächsischen Lüge, freikämpfen durch die Kraft deutscher Wahrhaftigkeit.

Es ist keineswegs lediglich der Irländer in mir oder der einseitige Parteigänger des deutschen Volkstums, der zu diesem Schlusse gelangt, mein Urteil ist nicht bestimmt durch einen blinden Haß gegen alles Englische oder eine ebenso blinde Vorliebe für alles Deutsche. Unter dem englischen Volke selbst sind Zeugen genug gegen die Unwahrhaftigkeit dieser Nation aufgestanden. Es wäre ja auch kaum denkbar, daß ein Volk von der Größe des englischen

auf die abschüssige Bahn hätte geraten können, ohne daß Männer unter ihm gewesen wären, in denen das Volksgewissen schlug. Der englische Aufstieg zur Weltmacht war auch der sittliche Abstieg. Der Puritanismus und der Imperialismus wurden ineinander wirksam und verdarben den englischen Charakter. Der Philosoph Shaftesbury fühlte die psychologischen Zusammenhänge; in den Briefen vor seinem Ende strömte er todwehmütige Klagen aus über die englische Treulosigkeit und verdammte die englische „Realpolitik". In dem Hasse Shaftesburys gegen Bolingbroke, in der Gegnerschaft dieser beiden Zeitgenossen spaltete sich das alte und das neue England, spaltete sich der englische Charakter. Ich habe mir die betreffenden Briefstellen angemerkt. Der Priester nahm einen Band von dem Gestell und legte ihn aufgeschlagen vor mich hin. Hier lesen Sie! . . . Er hat die Briefe aus Neapel geschrieben, wo er vergebens Heilung suchte. Wäre es ihm möglich gewesen, die Krankenstube zu verlassen, so hätte er doch sein Gesicht als Engländer nicht zeigen mögen auf der Straße aus Scham über den englischen Verrat an Treu und Glauben, über den zynischen Egoismus der englischen Politik. Diesem von seinen Landsleuten in seinem Wesen und Wollen gänzlich verkannten Philosophen war der Geschmack ein Organ nicht nur zur Wahrnehmung ästhetischer, sondern auch sittlicher Verhältnisse, ein sittlich-ästhetisches Gewissen zur Beurteilung innerer Wahrhaftigkeit, und da er selbst dieses Organ besaß und sein Leben auf dessen Ausbildung verwandt hatte, mußten ihm die inneren Widersprüche des englischen Wesens, die nationale Unwahrhaftigkeit auf das schmerzlichste fühlbar werden. Und so bekümmerte es auch den sterbenden Mann, unter einem solchen Volke Nachkommenschaft hinterlassen zu müssen. Von Shaftesbury hat Ruskin viel gelernt. Auch ihm ist der Geschmack ein sittlich-ästhetischer Sinn, und gleich seinem großen Lehrer beurteilte er die Gestalt der Dinge aus diesem feinen Empfinden für die Wahrhaftigkeit des inneren Gefüges. Er betrachtet sich das englische Volk; dem äußeren Anschein nach ist es eine Nation von Gentlemen, ein Volk der gesellschaftlichen und politischen Wohlanständigkeit, ein Volk sublimer Frömmigkeit. Und was ist das Resultat seiner Untersuchung? — Der Priester legte einen anderen Band seiner Bibliothek vor mich auf den Tisch. Hier, „Elende" nennt er seine Volksgenossen, kein Volk, sondern „ein geldmachender Mob". Und hier lesen Sie weiter: „Der Engländer bekennt heute nicht mehr: ‚Ich glaube

an Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und der Erden', sondern: ‚Ich glaube an Vater Dollar, den alles bewirkenden.'" Und hier die andere Stelle: „Ich sage euch kühn und freimütig, daß wir Engländer innerhalb der letzten zehn Jahre unsere Sporen als ein ritterliches Volk verloren haben. Wo wir nicht hätten kämpfen sollen, haben wir gekämpft, um des Gewinnes willen; wo wir nicht hätten unbeteiligt bleiben sollen, haben wir müßig zugesehen aus Furcht." Mit anderen Worten wiederholt er hier nur, was Shaftesbury schon gesagt hatte. Aus dreier Zeugen Mund wird jegliche Wahrheit kund, und ich kann Ihnen auch diesen dritten Zeugen vorführen. Hier stehen seine Werke. Dieser englische Autor war ein Historiker und ein Philosoph. Er war aber noch mehr: ein Mann von der Fußsohle bis zum Scheitel. Mit Recht konnte Carlyle von sich sagen, daß die Ersten und die Besten der englischen Nation zu seinen Füßen saßen. Kein Name im britischen Reich hatte einen helleren Klang als der seine. Mit bohrendem Blicke schaute dieser Mann auf den Grund der englischen Geschichte, auf den Grund des englischen Wesens, und da sah er den unheilvollen Bruch. Ebenso wie Shaftesbury und Ruskin ward es ihm zu erschrecklicher Gewißheit, daß seine Volksgenossen in einer ungeheuerlichen Selbsttäuschung sich befanden, daß sie den Weg des Verderbens gingen, während sie eitel Größe, Macht und Ruhm vor sich sahen. Als hervorstechendes Merkmal des englischen Wesens aber erschien ihm die Unwahrhaftigkeit, die Lüge in dem ganzen Umang der englischen Existenz. Lesen Sie selbst, lesen Sie es laut: „Es steht leider fest, fürchte ich, daß in England mehr als in irgendeinem anderen Lande das öffentliche und das häusliche Leben, Staat und Religion und alles, was wir tun und sprechen (und sogar das meiste von dem, was wir denken), ein Gewebe von halben Wahrheiten und ganzen Lügen ist, von Heucheleien, leeren Formen und abgetragenen, zerlumpten, spinnwebendünnen Überlieferungen. Kein ehrliches Menschengeschlecht aus Adams Nachkommenschaft ist jemals zuvor in ein derart zerschlissenes Bettlergewand von Verlogenheit gekleidet gewesen. Und wir schreiten darin stolz und hoheitsvoll einher, als wäre es ein Priesterrock oder Königsmantel und nicht der schmutzigste Vagabundenkittel, den man jemals sah. Ein Engländer darf nicht an Wahrheit glauben; so ist die allgemeine Meinung. Er steht seit zweihundert Jahren inmitten von Lügen aller Art. Vom Fuße bis zum Scheitel umgibt ihn althergebrachte Scheinheiligkeit wie ein Ozean. Er ist

tatsächlich der Überzeugung, daß Wahrheit gefährlich sei. Armer Tropf! Immer und überall sieht man, wie er versucht, die Wahrheit durch eine Zutat von Falschheit abzuschwächen und beide miteinander zu verschmelzen. Das nennt er dann ‚Vorsicht‘, ‚Mäßigung‘ oder sonstwie noch. So zwischen Gott und dem Teufel hin und her schwankend, glaubt er, zwei Herren zugleich dienen zu können und daß ihm alle Dinge zum Besten gedeihen müssen."

Was bedürfen wir weiter Zeugnis! rief der Priester, als ich geendet hatte. Und glauben Sie denn, um das Leben hier in Amerika steht es anders? Ich für mein Teil vermag keinen Unterschied zu erkennen. Nach außen der englische cant und im Innern ein heilloses Schwanken aller sittlichen Begriffe. Das Absolute ist Macht und Erfolg, alles andere ist relativ, Mittel zum Zweck, genau so wie in England. Man muß mit völliger Blindheit geschlagen sein, um diesen Tatbestand zu verkennen, oder aber man muß — Angelsachse sein. Carlyle sagt ja, „ein Engländer darf nicht an Wahrheit glauben". Nein, für die Sehenden fassen sich alle Probleme des amerikanischen Lebens in dem einen zusammen: *Wie kommen wir los von der angelsächsischen Lüge?*

Ich wollte, Ihre Landsleute hier sähen die große Not und die große Pflicht so deutlich wie ich. Mit elementarer Macht müßte sich dann innerhalb kurzer Zeit eine ganz ungeheure Umwälzung vollziehen zum Heile unseres Volkes. Glauben Sie mir, die Wahrheit mag zuweilen gekreuzigt werden, aber den Sieg behält sie doch. Offen gestanden, ich bin mit den Deutschamerikanern nicht ganz zufrieden. Die Gebildeten halten sich zurück, die Tätigen verfallen allzu leicht einem blöden Materialismus, und die deutschen Geistlichen der verschiedenen Denominationen bekämpfen sich gegenseitig zum Teil mit einer sarazenischen Wildheit. Es fehlen dem Deutschamerikanertum die großen Gesichtspunkte. Mir scheint aber, das müßte sich alles mit einem Schlage ändern, sobald das große amerikanische Problem von den Deutschen hier als ihre besondere Aufgabe begriffen würde. Wie müßte sich aber erst das Selbstbewußtsein und das Verantwortlichkeitsgefühl der Deutschen hier steigern, wenn ihnen die Erkenntnis aufdämmerte, daß sie der ganzen Weltkultur gegenüber eine Aufgabe zu erfüllen haben, die das Zusammenfassen aller Kräfte verlangt! *Die Deutschamerikaner haben den Ertrag der niedergehenden angelsächsischen Zivilisation der emporsteigen-*

den deutschen Kultur zu vermitteln, und anderseits ist es ihre Aufgabe, das Amerikanertum durch das Purgatorium deutscher Lauterkeit hindurchzuführen, damit ihr neues Vaterland zugleich mit Deutschland emporsteige zum Heile der Welt.

Ich weiß, es bedarf noch ungeheuer viel, bis die Deutschen hier völlig wachgerüttelt sind, und gerade die zunächst berufenen geistigen Führer, die Pastoren, scheinen in der jungen, hier geborenen Generation am wenigsten ein Gefühl dafür zu haben, um was es sich eigentlich handelt. Ich verstehe, wie das kommt. Erblich belastet mit dem wunderlichen deutschen Wahn, daß alles andere besser sei als das Eigene, kommen sie in die hiesigen öffentlichen Schulen, in denen ihnen das Evangelium von dem Gottesgnadentum der angelsächsischen Rasse von wohlmeinenden, aber übelunterrichteten Enthusiasten gepredigt wird, in den Schulbüchern ist der hervorragende Anteil der Deutschen an dem Aufbau des amerikanischen Lebens gänzlich totgeschwiegen, und überhaupt werden die Leistungen anderer Völker für die menschliche Kultur nur ganz nebenbei behandelt. So wird den Schülern von Generation zu Generation jener angelsächsische Dünkel eingeimpft, die Wahnvorstellung von der absoluten Superiorität der englischen Rasse und der Minderwertigkeit aller anderen Völker. Es braucht dies gar nicht als Tatsache von den Lehrern und Schulbüchern ausgesprochen zu werden; diese Überzeugung ist vielmehr die selbstverständliche Voraussetzung des gesamten Unterrichts. Wie insbesondere die hiesigen Deutschen die herausfordernde Selbstverständlichkeit eines solchen Gebarens und dies gänzliche Totschweigen ihrer eigenen Leistungen all die Jahre sich gefallen lassen konnten, ist mir völlig unverständlich.

Aus Schulen dieser Art gehen also die jungen Leute hervor, denen die Seminare der deutschen Kirchen sich öffnen. Welcher Art sind nun diese Bildungsanstalten? Ich habe mich umgetan, ich kenne sie, und zwar nicht nur die meiner Kirche. — Die Antwort, die Sie erwarten, liegt eigentlich schon in Ihrer Fragestellung. In der Tat kann ich Ihnen nicht unrecht geben. Wenn ich zunächst an die Colleges und Proseminare denke, die etwa dem deutschen Gymnasium entsprechen sollen, so ist der Unterricht hier, soweit meine Kenntnis reicht, zumeist nicht von einer Art, daß er die Schulbegriffe und vorgefaßten Meinungen der jungen Leute korrigieren könnte. Ihre Umgangssprache ist englisch und so auch die Unterrichtssprache in einer

Anzahl Fächer, den deutschen Aufsatz schreiben viele von ihnen, wie ein deutscher Gymnasiast seinen lateinischen Stil, und im übrigen ist der ganze Unterricht durch den praktischen Zweck bestimmt, so daß von Studienanstalten eigentlichen Sinnes kaum geredet werden kann. In den theologischen Schulen setzt sich dieser Gang fort mit dem Resultat, daß die meisten der jungen Männer, die für die Seelsorge an deutschen Gemeinden ordiniert werden, von deutscher Bildung kaum einen Begriff gefaßt haben, es sind ihnen die großen deutschen Denker und Künstler nicht viel mehr als dem Namen nach bekannt, es geht ihnen häufig jedes deutsche Sprachgefühl ab, und die deutsche Predigt bedeutet für sie selbst und für gebildete Zuhörer eine Qual.

Der Priester nickte zustimmend. Was ich sagte, schien seine Erfahrung zu bestätigen. — Ich bin Ihnen dankbar für die Offenherzigkeit, mit der Sie die großen Mängel in Ihren deutschen Synoden zugeben. Ich habe bei verschiedenen Gelegenheiten schon junge Pastoren Ihrer Kirche kennen gelernt, die ganz dem von Ihnen entworfenen Bilde entsprachen. Ich mußte mir jedesmal sagen, daß die Tage Ihrer Synode als einer deutschen Kirche gezählt sind, wenn diese Leute erst in ihr zur Führung gelangen. Es kann das auch gar nicht anders sein. Deutsch ist für diese Herren gleichbedeutend mit Minderwertigkeit und Rückständigkeit, mit Unkultur und Kümmerlichkeit, das Englische erscheint ihnen als das Echte und Vornehme. Ich glaube, es ist das erste große, nie mehr gutzumachende Versehen Ihrer Kirche, daß sie von Anbeginn die Gemeindeschule vernachlässigt hat. Hier haben einige der lutherischen Synoden eine größere Weisheit gezeigt. Ein anderer verhängnisvoller Fehler war es, daß sie es verabsäumt hat, Männer an ihre Bildungsanstalten zu berufen, die fähig gewesen wären, ihren Zöglingen lebendige Begriffe deutscher Kultur zu vermitteln. Ich denke hier keineswegs nur an Leute mit großen Kenntnissen, sondern vielmehr an deutsche Menschen, die unmittelbar in den Kämpfen des nationalen Lebens sich gebildet haben, und denen die Ziele des deutschen Strebens zum Erlebnis geworden sind. Die von solchen Lehrern ausgehende Inspiration wäre bis in die letzte Buschgemeinde wirksam geworden. Sie konnten das Wunder nicht fassen, daß ein Ire vor Ihnen stand, während Sie mit einem schwäbischen Pfarrer zu reden glaubten. Dies Wunder, mein lieber Freund, hat sich nicht vollzogen durch eine Übertragung von Kenntnissen, sondern durch eine Bewegung des Geistes. Wäre denn das

Wunder wirklich so groß, wenn es gelänge, Söhne Ihrer deutschen Gemeinden in wirklich brauchbare deutsche Geistliche zu verwandeln? Gewiß, Leute wie der Kaplan sind selten, aber sie wären doch wohl zu finden, wenn man sie ernstlich suchte.

Jedenfalls steht so viel fest, daß Ihr kirchlicher Nachwuchs in seiner Mehrheit nicht allein völlig ausscheidet für die Erhaltung deutscher Art in Amerika, diese Pastoren sind vielmehr geradezu die Mörder und Totengräber des deutschen Geistes. — Nein, nein, der Ausdruck ist nicht zu stark. — Der Priester stand auf, holte ein Buch aus einer der Truhen und legte es vor mich hin. — Ist Ihnen dieses Machwerk bekannt? — Allerdings, es wird nicht nur in unserer Synode, sondern auch in anderen deutschen Kirchen gebraucht. Meist ist es neben dem Choralbuch eingeführt für die Versammlungen und Gottesdienste der jungen Leute, manchen Ortes ist es wohl auch schon an die Stelle des alten Choralbuchs getreten. — Mit diesem Buch, sagte der Priester, wollte ich Ihnen den Beweis meines letzten Satzes liefern, der Sie zu erschrecken schien. Daß die jungen deutschen Pastoren im Verkehr mit ihren Gemeindegliedern sich des Englischen bedienen, daß sie die deutsche Predigt wie einen lästigen Tribut an das sterbende Geschlecht der Alten behandeln, ist das eine, ich möchte sagen Entschuldbare; daß aber ein Buch wie dieses allgemein eingeführt wird, kann als ein Versuch aufgefaßt werden, den Tod des amerikanischen Deutschtums durch eine Giftgabe zn beschleunigen. Wenn das deutsche Wesen eine unvergleichliche Größe hat, so ist es die tiefe, wahre Empfindung, die in Musik und Dichtung in klassischer Form sich aussprach, und gerade die religiöse Lyrik der Deutschen hat in der Weltliteratur nicht ihresgleichen. Schon in der lateinischen Hymnik der deutschen Mönche des frühen Mittelalters klingt das Kindlich-Innige und das Erhabene wie in verwebenden schwebenden Orgelklängen aus der unergründlichen Tiefe des deutschen Gemüts. Und nun betrachten Sie sich dieses Surrogat von Musik und Poesie. Muß es nicht als eine Monstrosität bezeichnet werden, daß Deutsche sich veranlaßt fühlten, englische Methodisten- und Baptistenlieder zu übersetzen für ihre kirchliche Erbauung, ihre geistliche Poesie und Musik von dem unpoetischen und unmusikalischen Puritanertum zu beziehen? Dieses Buch ist ein Verbrechen an der deutschen Sprache, eine Versündigung an der Größe und Würde des deutschen Geistes. Eine Kirche, in der solche Lieder gesungen werden, kann nicht mehr als Pflegestätte deutscher

Art gelten. Als ich dies Buch zuerst zu Gesicht bekam und gleichzeitig auch mit einigen Pastoren bekannt wurde, die diesem Niveau angehören, ward ich maßlos traurig gestimmt. Ich hatte meinen Begriff deutscher Kultur durch den Kaplan gewonnen und an der Literatur und Kunst, in die er mich eingeführt hat. Aus seinem Beispiel und Unterricht wie auch aus Studium und Beobachtung erwuchs in mir eine Vorstellung von der Weltmission des deutschen Geistes, durch die besonders auf die Schultern des Deutschamerikanertums eine schwere Verantwortung gelegt ward, und nun mußte ich die Erfahrung machen, daß ich als katholischer Ire mehr sah und empfand als diese protestantischen Deutschen, daß man in den Kreisen, wo das amerikanische Problem und die deutsche Pflicht am brennendsten gefühlt werden sollte, nicht allein völlig ahnungslos war, sondern auch noch den Untergang des Deutschtums mit allen Mitteln betrieb.

Ich kann Ihre Enttäuschung nur zu wohl begreifen. Sie haben vollkommen recht; man sollte in der Tat denken, daß der Deutsche in erster Linie von seinem besonderen religiösen Erlebnis aus zu einem Bewußtsein von der Unwahrhaftigkeit des angelsächsischen Wesens gelangen müßte, und daß darum der Kampf gegen die Anglisierung innerhalb der Kirchen am zähesten geführt würde. Und doch ist dieses religiös begründete Bewußtsein, das sich gegen die englische Lüge auflehnt, unter unseren Deutschen in stärkerem Maße vorhanden, als es zunächst den Anschein hat, allerdings leider nicht innerhalb, sondern außerhalb der deutschen Kirchen. Wir haben ein gebildetes Deutschtum in den Vereinigten Staaten, das sich in unseren Kirchen nicht zu Hause fühlt. Sie sagten selbst, die deutschen Geistlichen bekämpften sich gegenseitig mit sarazenischer Wildheit, und Sie dachten ohne Frage dabei zunächst an die Lutheraner. Der Streit um die „reine Lehre" aber, in dem sich diese Leute erhitzen, hat für die gebildeten Deutschen nicht das mindeste Interesse. Es ist in der Tat höchst beklagenswert, daß es dem unentwegten Luthertum nach der Niederlage, die es in Deutschland durch die Gründung der evangelischen Union erlitt, gelungen ist, dem deutschen Kirchentum hier in Amerika das harte, enge geistige Gepräge des theologischen Streitjahrhunderts aufzudrücken. Um die reine Lehre mag für diese streitbaren Herren die ganze Welt zugrunde gehen. — Richtig, unter diesen Lutheranern ist das 17. Jahrhundert wieder aufgestanden, und zwar in seiner ganzen Häßlichkeit. — Nein, in seiner ganzen Erhabenheit glauben die Lutheraner jenes

Säkulum wieder erweckt zu haben. Man mag es ja auch „erhaben" nennen, wenn man für das, was man als wahr erkannt hat, bis zuletzt kämpft. Nur ist bei diesen Leuten, wie wir bereits festgestellt haben, die Wahrhaftigkeit zum Fanatismus geworden, der die Maße völlig verloren hat, und damit verwandelt sich die Erhabenheit in ein Ärgernis oder wird zur Lächerlichkeit. In der größten deutschen Tugend ist auch das größte deutsche Laster begründet.

Es wird gegen den großen deutschen Reformator neuerdings wieder von katholischer Seite ein höchst unrühmlicher Feldzug geführt, indem man seinen Charakter verunglimpft und die Beweggründe seines Handelns verdächtigt. Mir scheint, jene katholischen Gelehrten richten damit sich selbst. — Ich wäre der letzte, Ihnen zu widersprechen. Auch der Kaplan hat von Luther als Mann stets nur mit der allergrößten Hochachtung geredet. — Nun muß aber doch bei allem Respekt vor dem Reformator und bei aller Schätzung der religiösen Leistung der lutherischen Kirche gesagt werden, daß das starre Luthertum in zweifacher Hinsicht der deutschen Kultur unleugbaren Schaden zugefügt hat, und zwar lasse ich bei dieser Feststellung die verhängnisvolle Bedeutung des lutherischen Starrsinns für die deutsche Kulturüberlieferung im Reformationszeitalter gänzlich außer Betracht. Das ist ein Kapitel für sich.

In Deutschland setzte sich der lutherische Geist um in eine reaktionäre politische Tradition, die das Autoritätsprinzip gefährlich überspannt, die aus einer falschen Beurteilung des Volkes jeder freiheitlichen Regung deutschen Lebens mißtraut und allzu leicht in Gewaltmaßregeln und Ausnahmegesetzen das Heil des Staates erblickt. Zugleich aber gilt von den typischen Trägern dieser Tradition dasselbe, was wir dem Reformator zubilligen müssen: wir kennen sie als kernhafte deutsche Männer, als Ritter ohne Furcht und Tadel, die dem Vaterlande nicht fehlen in der Stunde der Gefahr, und denen nur blinder Haß die schuldige Hochachtung versagen kann. Es ist darum auch völlig begreiflich, wenn die preußisch-deutsche Regierung vornehmlich in diesen Kreisen ihre Stütze sucht. Indem sie aber auch zugleich die hier gehegte politische Überlieferung sich gänzlich zu eigen macht, gerät sie in einen Gegensatz zu dem Volke, und dieser Gegensatz muß als vornehmste Ursache unserer politischen Misere angesehen werden. Durch die selbstherrliche Gewaltsamkeit und Ausnahmegesetzgebung hat die Regierung besonders in den siebziger und achtziger

Jahren große Volksteile allerorten von sich abgestoßen, und da sie nur einen Patriotismus ihrer Signatur kennt und ihren Staat und das Vaterland als identisch setzt, so werden die Abgestoßenen zu Ausgestoßenen, die von ihr und der Regierungspartei als Feinde des Vaterlandes gebrandmarkt werden mit der Folge, daß die Risse, die durch das deutsche Volk gehen, ständig sich erweitern und vertiefen. Ebenso muß es auf das Konto dieser politischen Tradition gesetzt werden, daß Deutschland von dem gesamten Auslande mit höchstem Mißtrauen betrachtet wird, und daß „deutsch" oder doch „preußisch" und „russisch" auswechselbare Begriffe bilden, wo immer von politischer Knechtung gesprochen wird. In der Tat hat die preußische oder preußisch-deutsche Regierung reichlich das Ihrige dazu beigetragen, daß dem politischen Deutschland in dem Urteile der Welt das Brandmal russischer Rückständigkeit und Barbarei anhaftet. Ich denke hier vor allem an die Dienstwilligkeit der Regierungsorgane gegenüber dem zarischen Despotismus. Durch diese die Würde eines freien Staates verletzende preußische Politik ist dem Deutschtum der schwerste Schaden zugefügt worden. Sie wundern sich über das mangelnde deutsche Selbstgefühl. Das Nationalbewußtsein ist nicht allein bedingt durch die erzeugten geistigen Werte der Nation, sondern auch durch die Stärke und Würde des nationalen Staates. Wir Auslanddeutsche schämen uns eines Staates, der dem Absolutismus zur Unterdrückung die Hand bietet. Tausende von uns haben sich darum in der Fremde verloren. Ich fürchte, daß die Einbuße, die das deutsche Volkstum und das deutsche Ansehen im Auslande durch eine solche beklagenswerte Politik schon erlitten haben und ständig noch erleiden, nie wettgemacht werden kann durch irgendwelche Gegendienste von russischer Seite, auf die man gegebenen Falles zu vertrauen scheint. Aber es gehört nun einmal offenbar mit zu den Grundsätzen dieser politischen Richtung, daß Deutschland keine Rücksicht auf die Meinung des Auslandes zu nehmen habe. Die Regierungsvertreter sprechen das in ihrer Weise aus, und ein Führer der Partei, die ich im Auge habe, fertigte erst kürzlich im Parlament die Bedenken eines liberalen Redners mit dem Zuruf ab: „Was kümmert uns die Meinung des Auslandes!" Vielleicht kommt noch einmal die Zeit, wo die Meinung des Auslandes diesen Herren doch einigen Kummer bereiten dürfte.

Ich weiß, von welcher Partei Sie reden, und ihre psychologisch

geschichtliche Verbindung mit dem Luthertum scheint mir sehr plausibel. Von höchstem Interesse ist es mir nun, zu sehen, daß Sie als gebildeter deutscher Protestant zu demselben Urteil über diese Partei zu gelangen scheinen wie mein Kaplan von seinem Standpunkt als gebildeter deutscher Katholik; denn die Gründe des Ultramontanismus waren für ihn keineswegs maßgebend. Das Nationale in dem religiösen Leben bewertete er dafür zu hoch, wie er sich überhaupt durch seinen ganzen geistigen Habitus, durch sein deutsches Kulturbewußtsein von den Ultramontanen abschied. Wie oft hörte ich ihn sagen: Ich bin im Auslande mit jedem Jahre ein besserer Deutscher geworden und ich glaube nicht, daß ich damit ein schlechterer Katholik geworden bin. — Vaterlandsliebe, Religion und Sittlichkeit fließen aus einer Quelle, ist ein anderer Ausspruch von ihm, den er häufig wiederholte, oder er sagte auch: In der gemeinsamen Liebe zu dem großen deutschen Vaterlande wird noch einmal aller konfessionelle Zank untergehen. Die römischen Katholiken werden dann den Akzent von dem „römisch" auf das „katholisch" verlegen und sich „diesseits der Berge" heimischer machen, und die Protestanten werden uns Katholiken als ebenbürtige Volksgenossen und gleichwertige Mitarbeiter an dem Baue der deutschen Kultur willkommen heißen. Noch ein anderes Wort von ihm, das hierher gehört, ist mir in der Erinnerung geblieben: Im Auslande verlernt man die Kirchturmpolitik, da entdeckt jeder sein großes deutsches Herz und träumt in Sehnsucht von einem großen deutschen Vaterland. Fast scheint es mir allerdings, als ob der Kaplan damit nicht so ganz recht gehabt hätte; denn die lutherischen Kampfshähne hier in Amerika scheinen bis jetzt noch nicht ihr „großes deutsches Herz" entdeckt zu haben und so sind sie wohl auch jenes großen deutschen Sehnsuchtstraumes unfähig.

Ich sagte ja, das starre Luthertum habe in zweifacher Hinsicht der deutschen Kultur unleugbaren Schaden zugefügt. Die Zerklüftung des Deutschamerikanertums muß gleichfalls auf sein Konto gesetzt werden. Die Kirchen stellten lange Zeit die einzigen umfassenden Organisationen der amerikanischen Deutschen dar. Irgendeine gemeinsame Aktion zur Beeinflussung des hiesigen Lebens hätte darum von ihnen ausgehen müssen. Nun konnte es aber nach der Lage der Dinge niemals zu einer solchen gemeinsamen Aktion kommen, und dann wußte man ja überhaupt nicht, was von deutscher Seite aus durch ein solches Zusammenwirken zur Geltung zu bringen war. Der einzige

große Gegenstand der Lutheraner, der ihr Denken völlig ausfüllt, ist die reine Lehre. Damit soll keineswegs das amerikanische Luthertum in seiner ganzen Ausdehnung gekennzeichnet werden; ich denke vielmehr hierbei vor allem an einige der leitenden lutherischen Synoden, die ganz offenbar die Frömmigkeit mit der Orthodoxie verwechseln. Und damit soll wiederum nicht gesagt sein, daß echte Frömmigkeit hier nicht gefunden werde. Ich könnte Sie in eben diesen lutherischen Gemeinden zu prächtigen deutschen Menschen und wahrhaft frommen Männern führen. Um so mehr ist es zu bedauern, daß man durch theologische Streitigkeiten, die in Deutschland längst begraben sind, Geist und Gemüt mit Gewalt zu verengen sucht. Kürzlich wohnte ich einer Konferenz der zwei bedeutendsten lutherischen Organisationen bei, die zu dem Zwecke einer Verständigung einberufen war; als man aber, besonders aus Rücksicht auf die anwesenden Laien, die Versammlung mit einem Gebet eröffnen wollte, erklärten die Vertreter der einen Synode, die die lutherische Lehre in einem reineren Destillat zu besitzen glaubt, sie könnten unmöglich mit Irrgläubigen ein gemeinsames Vaterunser sprechen; das verbiete ihnen ihr Gewissen. Der Begriff der reinen Lehre ist bei diesen Leuten zu einem Fetisch geworden, es ist der einzige Gegenstand in ihrer Bundeslade, mit der sie im Lande umherfahren, um Gläubige zu gewinnen. Die Vorstellung, daß das deutsche Volkstum ein unvergleichliches Kulturgut hege, das einen höchsten Beruf innerhalb des amerikanischen Lebens und dadurch für die Welt zu erfüllen habe, konnte in diesen Kreisen unmöglich aufkommen. Das gebildete Deutschtum aber wird durch diese Borniertheit ebenso abgestoßen wie durch die mangelhafte deutsche Bildung jener anderen, die ihre Gemeinden nicht schnell genug in das englische Lager überführen können. Von den deutschen Kirchen kann das Große, das ich ebenso wie Sie erhoffe, also kaum ausgehen. Damit ist aber noch keineswegs gesagt, daß es überhaupt nicht in die Erscheinung treten werde. Schauen Sie nach Deutschland. Auch dort bedeutet „Frömmigkeit“ und „kirchlicher Sinn“ nicht dasselbe. Von vielen wahrhaft frommen Deutschen wird es verurteilt, daß der Staat, und zwar der Staat in eben der parteipolitischen Bestimmtheit, die ich vorhin andeutete, die Kirche in den Dienst seiner Interessen stellt. Die Predigt und seelsorgerliche Tätigkeit vieler, insbesondere preußischer Geistlichen läuft geradezu darauf hinaus, die Vorstellung unter ihren Leuten zu befestigen, als bedinge wahrhaftes evangelisches

Christentum notwendig auch die Zugehörigkeit zu jener politischen Partei, von der wir gesprochen haben. Wenn sich darum viele von der Kirche abwenden, so haben sie noch nicht dem lieben Gott den Rücken gekehrt; sie können vielmehr nur zu dem Gotte der Staatskirche kein Herz fassen. Wird aber aus politischen Gründen die Kirchenfeindschaft zur Gottesfeindschaft, so ist eben jene Partei und die mit ihr zusammengeschlossene Regierung daran schuld. Es bietet sich also in Deutschland wie in Amerika dasselbe Bild, daß aus den genannten Ursachen außerhalb der Kirchen eine Gemeinde von Gläubigen besteht. Es fällt dem frommen Deutschen ja an sich schon schwer, sein religiöses Empfinden und Vorstellen mit irgendwelchen äußeren Symbolen und Veranstaltungen zu identifizieren. Sein religiöses Gefühl ist zu tief und seine Begriffe des Heiligen sind zu hoch, als daß er in irgendeinem Äußerlichen Genüge finden könnte. Die schamhafte Gottinnigkeit bringt ihn in den Verruf der Gottlosigkeit, besonders hier in Amerika, wo die Frömmigkeit zur Reklame geworden ist. Solcher Deutscher, die das Heilige in der Stille hüten und die eben aus der Tiefe ihres religiösen Empfindens die ungeheuerliche Lüge des angelsächsischen Wesens erkannt haben, gibt es hier eine große Anzahl, und ich bin der Zuversicht, daß diese Gemeinde sich ständig vergrößern wird, bis sie zu gegebener Zeit auch äußerlich als wirksame Organisation in die Erscheinung tritt. Und wer weiß, vielleicht geht auch noch einmal ein neuer Odem über das Gefilde der deutschen Kirchen unseres Landes. Mag sein, daß dazu eine besondere Erschütterung nötig ist, ein gewaltiges Ereignis. Immerhin, ich halte es für möglich, daß noch einmal der Tag eines deutschen Erwachens für sie kommen wird, der die Zeloten der reinen Lehre zusammen mit den Anglomanen im Sturm hinwegfegt, ein Tag, an dem alles Kleine und Trennende in das Wesenlose versinkt, und deutsche Männer die Führung übernehmen werden in dem Kampfe um das unvergänglich Große deutschen Wesens, in dem Kampfe um die Wahrhaftigkeit, um das Heil der sich erneuenden Welt. Es werden dann die Herzen und Hände der Deutschen diesseits und jenseits des Meeres sich vereinigen zur Verwirklichung des Traumes deutscher Sehnsucht.

Und nicht der Deutschen allein, unterbrach mich der Priester. Ich möchte auch mit dabei sein. Und so noch manche andere, die die große Sehnsucht im Herzen tragen. Deutsch sein in dem Sinne,

wie wir ihn gefunden haben, bedeutet ja nicht von deutschen Eltern geboren zu sein. Ich sagte, der deutsche Idealismus sei der Glaube an das Ideal, an eine letztendlich über alle Wirrnis triumphierende Wahrheit und Gerechtigkeit. Ich meine aber nun, es ist richtiger, wenn ich sage, der deutsche Idealismus sei die große Sehnsucht, jene schöpferische Sehnsucht nach der Wahrheit und Schönheit, nach dem allgenugsamen Wesen. Da weiß ich nicht mehr, wie Religion, Philosophie und Kunst zu trennen sind. Ich habe ein Gefühl, als sei bei den Deutschen alles Religion. — —

Es trat eine Pause ein. Der zuletzt geäußerte Gedanke eröffnete Ausblicke nach einer idealen Einheit deutschen Dranges, in deren Anschauung das Denken wohl ausruhen mochte. Nach einer Weile stand der Priester auf und schloß das Fenster. — Es wird kühl, ich wittere Morgenluft. — Ich wollte, der Morgen käme. — Arbeiten und nicht verzweifeln! Dieser andere Morgen, den ich mit Ihnen erhoffe, wird auch noch dämmern.

Der Priester nahm die Gitarre zur Hand und nach einigen präludierenden Akkorden sang er eine irische Weise. Bald schien der Sang schwermütig, als ob eine bange Frage gestellt würde, dann aber klang es wieder wie zuversichtliche Antwort. Als er geendet hatte, sagte ich ihm meine Beobachtung. — Sie haben recht. Das Lied besteht allerdings aus Frage und Antwort. Das Mädchen klagt über Irlands Unglück, und der Jüngling tröstet sie mit der Versicherung, daß Irlands Kraft und Mut ungebrochen seien, das Mädchen spricht von verklungener irischer Herrlichkeit und von der verwaisten Heimat, in der der Fremde herrsche, und der Jüngling zeigt hin auf den großen Tag der Rache, da die irische Mutter ihre Kinder wieder um sich versammelt, und da ein Geschlecht von Helden in trotziger Kraft ein freies, stolzes Irland errichtet. Den letzten Vers singen das Mädchen und der Jüngling zusammen.

„Dann blüht der Shamrock in sonniger Pracht.
Vorbei ist die Nacht —
Vorbei die Nacht!“

So hat der Kaplan den Schluß des letzten Verses im Deutschen wiedergegeben. Er hat das ganze Lied übersetzt. Sie wissen ja, der Shamrock, das Kleeblatt, ist das Symbol irischen Stolzes und irischer Hoffnung. Der Priester wiederholte die Melodie auf dem Instrument und am Schluß sang er leise die deutschen Worte: Dann blühet der

Klee in sonniger Pracht, vorbei ist die Nacht, vorbei die Nacht. Es war dabei ein Zittern in seiner Stimme. — — Es klingt gut zu zweit. Wenn Sie Lust haben, üben wir morgen das Lied zusammen ein. Sie singen den Teil des Jünglings. Wie oft haben Vater und Mutter dies Lied in der Dämmerstunde zusammen gesungen! Es war auch der Mutter Wiegenlied. Das sonnige Kleefeld nahm ich gewöhnlich mit in meine Träume, und zwar mit einem Gewimmel von Schafen darauf, weil die Mutter auch noch ein anderes Lied von den „Schafen auf der Wiese" zu singen pflegte. Das Lied von dem blühenden Shamrock war übrigens das erste irische Lied, das der Kaplan auswendig lernte, und es ist ihm auch das liebste geblieben. Wenn wir unser Pensum beendet hatten, oder ehe er die Lampe anzündete, griff er meist nach der Gitarre.

Daß die Mutter mir an der Wiege stets das Lied von Irlands Hoffnung sang, hatte wohl auch noch einen anderen Grund. Mein Vater führte seinen Stammbaum auf den bekannten irischen Freiheitshelden unseres Namens zurück, und nun ward ich am 17. März geboren. Sie wissen ja, das ist der St. Patrickstag, unser Nationalfeiertag. Daß ich von dem Heiligen meinen Namen bekam, war selbstverständlich, aber die Eltern hatten doch auch zugleich ihre besonderen Hoffnungen, wie mir die Mutter später manchmal erzählte. Die Fahnen da über dem Pult stammen übrigens von meinem letzten Geburtstag. Wie Sie sehen, sind sie mit dem grünen St. Patricksband zusammengebunden. — Während ich morgens beim Kaffee sitze, wird plötzlich vor dem Hause ein Lied angestimmt. Es war der Kirchenchor. Sie hatten heimlich geübt. Wie ich hinauskomme, war am Pfosten ein stattliches Pferd angebunden mit einem schmucken Wagen dahinter. Sie sind ja drin gefahren. Die Fahnen hatten sie dem Geburtstagspferd als Kopfputz aufgesteckt, und der Brandl hielt eine Ansprache voll von Witz und Humor, in der er von den Fähnchen ausging und in ganz geschickter Weise alles hereinbrachte, was zu dem Tage und den besonderen Umständen gehörte.

Mir freilich sagten die zusammengebundenen Fahnen noch mehr, ein gut Teil mehr, als der Brandl gesagt hatte, und so habe ich sie hier angebracht. Es geht mir gar manches durch den Sinn, wenn ich sie ansehe. Ich weiß nicht; ist alles so gänzlich reiner Zufall, daß der Kaplan als Deutscher sich unter uns so heimisch fühlte, daß er ein solches Interesse gewann an irischer Art, an irischen Leiden

und Hoffnungen? Und ist es ebenso zufällig, daß mich mit ihm ein solch vollkommenes Verstehen, eine Freundschaft verband, wie ich sie nicht mehr finden werde, daß mir die deutsche Kultur so leicht und schnell zur geistigen Heimat geworden ist? Als der Kaplan einmal zu Hause von dem lyrisch-musikalischen Wesen der deutschen Seele sprach, aus dem die deutsche Kultur in ihrer Eigentümlichkeit hervorgegangen sei, rief der Vater scherzhaft: Wir Irländer haben vielleicht auch etwas davon. Warum hätten wir denn die Harfe in unserem nationalen Wappen! — Der Kaplan besann sich eine Weile und nahm dann den Gedanken in allem Ernste auf. Er sagte, die besondere seelische Stimmung, um die es sich hier handle, könne auch als Unbefriedigtheit, als Sehnsucht bezeichnet werden. Äußere Umstände wie Unterdrückung durch eine fremde Macht oder überhaupt politisch-materielle Kümmerlichkeit könnten als mitwirkende Vorbedingung dieser Stimmung angesehen werden. Wo man mit den Realien gesättigt sei, komme die Sehnsucht nach dem Idealen schwerlich auf. Und nun hänge es von der Eigenart und Stärke der Seele ab, ob man mit seinem Verlangen ganz von der Welt flüchte in ein Jenseitiges, ob man sich in Sentimentalität, in Weltschmerz verzehre, oder ob die Sehnsucht schöpferisch wirksam werde in der Erbauung eines geistig-sittlichen Reiches. Nun seien aber die Vorbedingungen in dem irischen wie in dem deutschen Leben ganz offenbar die gleichen oder doch ähnlich, das Resultat aber sei insofern verschieden, als das irische Verlangen völlig auf das Politische gerichtet sei, und der Haß gegen den Unterdrücker die ganze Seele ausfülle. Das irische Gemüt habe sich zerrieben in diesem Haß, während die deutsche Seele sich tätigerweise nach innen wandte, solange sie den Gedanken der Freiheit in der Außenwelt nicht zu realisieren vermochte. In der Sehnsucht nach dem Ideal der Freiheit, so schloß der Kaplan, seien wir eins. Das ist auch meine Meinung.

Nun beschäftigte mich aber gerade in den letzten Wochen ein anderer Gedanke mit großer Lebhaftigkeit. Wie man auch über eine innere Verwandtschaft des irischen und des deutschen Charakters urteilen mag, eines steht über allem Zweifel fest: Irland und Deutschland sind durch ihre realen Interessen, durch ihre politischen Ziele aufeinander angewiesen wie selten zwei Völker. Mein Vater hatte das immer gesagt, ohne daß ich dem Gedanken weiter nachgegangen war, aber die Ereignisse der letzten Wochen haben es mir deutlich ge-

macht, wie sehr er im Recht war. Der Kaplan sagte, die irische Seele sei gänzlich ausgefüllt von dem Hasse gegen England; so ist aber auch die englische Seele — wenn man bei dieser Nation überhaupt von Seele reden kann — völlig versunken in den Haß gegen Deutschland, und wie für die Irländer dieser Haß der einzige Leitstern ihres Hoffens und Handelns ist, so wird auch der englische Haß gegen Deutschland immer mehr zu der treibenden, zentralen Feder der ganzen englischen Politik. Der Unterschied ist freilich der: wir hassen in England die Ungerechtigkeit, die Engländer hassen in dem Deutschen lediglich ihren Konkurrenten, der ihnen ihre Profite schmälert. Von dem Augenblick an, da der Handel und die Industrie Deutschlands den Engländern über den Kopf zu wachsen drohten, lagen sie auf der Lauer als echtes altes Räubervolk. — Ich glaube, der Vergleich stimmt nicht ganz, warf ich lachend ein. — Allerdings, die Engländer sind nicht einmal im Rauben und Plündern echt. Wenn ihre Vorfahren nach fremden Herden und Weidegründen oder nach den Kostbarkeiten der Küstenstädte Verlangen trugen, haben sie sich nicht die Mühe gegeben, ihre Raubfahrten vor sich selbst und vor anderen zu beschönigen. Die alten Angeln und Sachsen waren nicht die Heuchler von heute. Wie ich Ihnen schon sagte, wegen Samoa wird es kaum zum Kriege kommen. Die Amerikaner werden sich die Sache noch überlegen; die Vernünftigen unter ihnen sind sich wohl heute schon klar darüber, daß für Amerika nicht der geringste Grund zu einem Kriege gegen Deutschland vorliegt, und daß die ganze Kriegshetze auf englische Machenschaften zurückzuführen ist. Sie durchschauen das englische Spiel und verspüren keine Lust, als britische Landsknechte ihre Haut zu Markte zu tragen. Allerdings bilden diese Vernünftigen, diese selbständig Denkenden eine verschwindende Minderheit. Alle die anderen, von den graubärtigen Senatoren, die ein Bündnis mit England befürworten, bis zu der letzten Chansonette, die mit dem Union Jack wedelt, um sich den Beifall zu sichern, den man ihrer Kunst versagt, sie sind, ohne selbst eine Ahnung davon zu haben, weiter nichts als Marionetten an dem englischen Drahte. — Wie weit ihre „Ahnung" geht, möchte ich doch dahingestellt sein lassen. Ich für mein Teil glaube, das englische Pfund geht über den rollenden Rubel. Gewiß, die Chansonette wedelt auf eigene Rechnung, im übrigen aber war das Geld schon von je der Talisman der englischen Diplomatie, mit dem man alle Dinge zum Besten wandte. — Ich denke gar nicht

daran, Ihnen zu widersprechen. Ich suchte nur nach einem Bilde, um die unwürdige Abhängigkeit des auf seine Unabhängigkeit so stolzen amerikanischen Volkes zum Ausdruck zu bringen. Amerika, sagte ich, wird sich durch England nicht in einen Krieg stürzen lassen, und allein werden die Engländer niemals einen Krieg gegen Deutschland unternehmen, weil sie es nicht mit nackten Wilden zu tun haben, die man ohne jede eigene Gefahr erledigen kann. Kriege zu führen, die mit einem Einsatz verbunden sind, und in denen es an das eigene liebe Leben geht, ist nun einmal gänzlich gegen englisches Prinzip. Da müßte dieser Nation das Wasser schon bis an die Kehle gehen. Sintemal aber das englische Geschäftsinteresse verlangt, daß Deutschland unter allen Umständen klein gemacht werden muß, so gibt es von jetzt ab für die Engländer keinen anderen Gedanken als den einen, wie das auf die billigste und ungefährlichste Art bewerkstelligt werden kann. Alle irgendwie verwendbaren „roten Tücher“ ihres diplomatischen Arsenals werden nach einem sorgfältig überdachten Plane in Aktion treten, keine Ränke werden gescheut, keine Lüge wird gespart werden, um irgendwie einen gegen Deutschland gerichteten Völkerbund zustande zu bringen, dem es nach englischer Berechnung gelingen könnte, den deutschen Nebenbuhler so weit zu schwächen, als es das englische Interesse erheischt. England wird bei diesem Kriege nach seiner Gewohnheit wenn möglich unbeteiligt bleiben und im geeigneten Moment, etwa bei den Friedensverhandlungen, sich bei den Deutschen wieder anbiedern, damit es das deutsche Heer je nach den Notwendigkeiten der Zukunft auf alle Fälle für sich in Rechnung stellen kann. So einfach wie das Schema der englischen auswärtigen Politik auch zunächst erscheint, so ist doch die gestellte Aufgabe keine leichte; aber die Engländer bringen alles fertig, weil sie kein Gewissen im Leibe haben, das andern Leuten zuweilen hinderlich wird. Der Kaplan hatte eine drastische Art, seine Ansichten zu äußern. Häufig traf er dabei den Nagel auf den Kopf und setzte einen Gegenstand in schärferes Licht als es durch eine lange Auseinandersetzung möglich gewesen wäre. So sagte er einmal, die politischen Erfolge der Engländer seit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts seien auf eine Blinddarmoperation zurückzuführen. Den Engländern sei nämlich damals die Erkenntnis aufgegangen, daß der sittliche Organismus einzelne Organe enthalte, die nicht allein praktisch ohne jede Bedeutung sind für den Weiterbestand, sondern vielmehr höchst unangenehme Beschwerden verursachen können. Als ein solch

praktisch wertloses und zugleich gefährlich lästiges Organ sei von ihnen das Gewissen erkannt worden, und als Leute von praktischer, nüchterner Konsequenz, wie die Engländer nun einmal sind, hätten sie sich diesen Blinddarm kurz entschlossen aus dem Leibe geschnitten. Und siehe da, es ging! Der Patient gedieh in wunderbarer Weise. — Warten wir ab, fuhr der Priester fort, wie lange es geht. Vielleicht ist das Gewissen doch kein Appendix. Dann kommt der Rückschlag und der wird tödlich verlaufen. Bei anderer Gelegenheit tat der Kaplan den Ausspruch, es müsse als das achte Weltwunder angesehen werden, daß die Völker nicht schon längst den satanischen Regisseur des Welttheaters zur Hölle gejagt hätten, daß sie immer wieder auf englische Ränke und Lügen hereinfielen und mit ihrem eigenen Blute britische Politik machten. Auf meine Bemerkung, das deutsche Sprichwort „Lügen haben kurze Beine" scheine für die englische Praxis keine Geltung zu besitzen, sagte er: Ja, weißt du, Patrick, Lügen haben wohl kurze Beine, aber die englischen gehören halt zur Spezies der Tausendfüßler.

Jedenfalls kommt der große Krieg, mag auch das deutsche Volk noch so friedliebend sein, mag auch Ihr Kaiser noch so ernstlich sich bemühen, überall Bande der Freundschaft und des Friedens zu knüpfen. Der Krieg kommt mit derselben Sicherheit wie der morgige Tag, weil er in der englischen Rechnung steht. Die Rechnung steht fest und sie ist leichenkalt. Sollte England wider Willen genötigt werden, sich selbst am Kampfe zu beteiligen, dann hat das deutsche Schwert den Vater alles Bösen vor sich, den scham- und herzlosen Urheber millionenfachen Mordes. Das deutsche Schwert wird dann ein Racheschwert sein im Dienste der ewigen Gerechtigkeit. Mit eisigkalter Rücksichtslosigkeit muß Deutschland diese Abrechnung halten, unbekümmert um den Fluch und das Wehe, mit denen die inspirierten Chöre der Neutralen den Gang der Tragödie begleiten mögen.

Will's Gott, so wird sich in diesem Kriege die Prophezeiung meines seligen Vaters erfüllen, daß noch einmal ein Wilhelm mit Schiffen über den Kanal führe, um England den verdienten Lohn und Irland die Freiheit zu bringen. Jauchzend werden meine Stammesbrüder die deutschen Befreier willkommen heißen. Sie werden die Pflugscharen in Schwerter und die Sicheln in Spieße verwandeln, um mitzuwirken an dem großen Werke der Rache, an dem Werke ihrer Erlösung. Und wenn die Iren zusammen mit den Regimentern

ihrer Befreier unter wehenden deutschen und irischen Fahnen, mit dem Shamrock am Helme im alten London ihren Einzug halten, dann mag die Welt wieder an den Bestand einer sittlichen Weltordnung glauben, dann mögen die Völker aufs neue inne werden, daß ein gerechter Gott im Himmel lebt.

Der Priester war aufgestanden, während er sprach. Er hatte die Fahnen von der Wand herabgenommen und hielt sie mit der Linken. Seine Stimme hob sich in wachsender Erregung, und als er von dem Tage der Rache und der Freiheit sprach, fuhr seine geballte Rechte mit Wucht auf den Tisch. In höchster Bewegung rief er aus: Hier in meiner Hand halte ich meine ganze Hoffnung, die Hoffnung meines Volkes, eines Volkes, das den Becher des Jammers bis auf den bittersten Grund geleert hat. — Er war des mächtigen Gefühles nicht mehr Meister, und Thränen stürzten ihm aus den Augen.

Mein lieber Freund, begann ich nach einiger Zeit, ich dächte, wir haben ausgemacht, daß der Glaube an Gott dem Glauben an eine sittliche Weltordnung gleichkomme, dem Glauben an ein weltinneres, wirkendes Gesetz, an ein Überragend-Geltendes. „Gott läßt seiner nicht spotten" bedeutet darum so viel als daß dieses Gesetz, dies Geltende, nicht ungestraft sich verletzen lasse. Die Engländer haben sich mit ihrem Staat außerhalb der sittlichen Weltordnung gestellt; der Staat selbst und sein vermeintliches Heil wurde ihnen zu dem maßgebenden Gesetz, zu dem Absoluten. Das sprechen sie selbst aus durch ihren Grundsatz: Right or wrong: my country, und die Philosophie des Hobbes lieferte ihnen die Begründung dieser Anschauung. Wie sie wissen, ist der Staat für Hobbes ein Leviathan nicht nur, weil er die Individuen als solche, sondern weil er überhaupt alle Rechte und Normen verschlingt, die sich anderswo herleiten als aus seinem eigenen Bedürfnis. Es gibt darum für diese Weltanschauung kein „höheres" sittliches Gesetz, keine überragenden Ideen und Ideale, und auch die Religion ist nichts anderes als eine staatliche Einrichtung und dient dessen Zwecken. Ganz konsequent wird darum auch von dem englischen Staat ein geltendes Völkerrecht praktisch nicht anerkannt, sondern es wird nur von einem solchen gesprochen, und zwar je nach Dienlichkeit wird sehr laut von ihm gesprochen oder es wird auch nach seinem Schema gehandelt, insoweit man dies für nützlich hält. Mit dem Augenblick jedoch, wo irgendein Staatsinteresse auf der politischen Bühne erscheint, das sich mit dem „Völkerrecht" nicht verträgt, verschwindet dieses in der

Versenkung. Das ist für die englische Vorstellung eine Selbstverständlichkeit, und eben diese Selbstverständlichkeit des Vorstellens und Handelns ist in höherem Grade das Bezeichnende als das Vorstellen und Handeln an sich. Das absolutistisch-egoistisch-materialistische Prinzip ist in dem englischen Staat auf die denkbar höchste Höhe getrieben. In der Tat ist ein zweiter Fall nicht aufzufinden in der Geschichte, wo die Philosophie eines Mannes die Richtung des nationalen Geistes an einem bedeutsamen innern und äußern Wendepunkt so klar angezeigt und entscheidend bestimmt hat. Man muß sich diese Zusammenhänge gegenwärtig halten, sonst steht man vor einem unlösbaren Rätsel, wenn man beobachtet, wie sonst rechtlich denkende Leute unter den Engländern jeder Lüge und Schurkerei fähig sind, sobald irgendein vorgestelltes Interesse des Staates in Frage kommt. Schon Shaftesbury, der große Gegner des Hobbes, den ich ebenso schätze wie Sie, spricht mit Abscheu und Entsetzen von englischen Politikern, die im Dienste des Staates als „Schurken" handelten. Nun mögen wir also weiter folgern und sagen: an Gott glauben, heiße so viel als nicht zu zweifeln an dem Untergang des britischen Weltreiches.

In diesem Glauben sind wir eins, bekräftigte der Priester. Gebe Gott, daß sich seine Stunde bald erfülle. Dann könnte ich wohl mit Simeon sprechen: „Herr, nun lasse Deinen Diener im Frieden fahren!" Aber ich möchte so gerne mit dabei sein und mit helfen an dem Aufbau einer neuen bessern Welt. Der Kaplan sagte immer, im 19. Jahrhundert seien die Deutschen verengländert; was die Engländer gemacht hätten, brauche nicht noch einmal gemacht zu werden; das sei nicht allein vollständig überflüssig für die menschliche Entwicklung, sondern es wäre geradezu fluchwürdig. Er nannte es die große Aufgabe des heutigen Geschlechtes der Deutschen, an die Kulturgedanken der großen Zeit vor hundert Jahren von neuem anzuknüpfen und an die Stelle der englischen Realpolitik eine deutsche Kulturpolitik zu setzen. Auf meine Frage, was er unter „Kulturpolitik" verstehe, sagte er, die Kulturpolitik habe im Unterschiede von der durch die Engländer eingeführten Realpolitik ein sittliches Gewissen und sittliche Ziele. Eben durch den Gedanken einer Kulturpolitik unterscheide sich der kommende deutsche Neuidealismus jedoch auch grundsätzlich von dem Idealismus des 18. Jahrhunderts. Die Lektion, die die Deutschen im 19. Jahrhundert gelernt hätten, bestehe darin, daß man in seinem Philosophieren das Vaterland nicht vergessen dürfe; im 20. Jahrhundert

würden die Deutschen das Reich ihrer Träume, das im 18. Jahrhundert als ein luftiges Ding über allen Politicis schwebte, auf dem Boden des Vaterlandes errichten. Zuerst aber müsse der große Drache, der englische Leviathan, getötet werden.

Der Kaplan starb im Dreikaiserjahr. Kaiser Friedrich lebte noch, aber man wußte, daß er gezeichnet war, und von dem Kronprinzen Wilhelm behauptete das Gerücht, daß er entschlossen sei, die Weltgeltung der Deutschen, wenn nötig, mit Waffengewalt durchzusetzen. — Es war unser letztes Gespräch, das ich nie vergessen werde. Wir wollten vor meiner Abreise noch einmal alle die uns lieb gewordenen Plätze in der Umgegend besuchen. Patrick, sagte mein Freund, nachdem wir längere Zeit, ohne ein Wort zu wechseln, nebeneinander gewandert waren, vielleicht kommt die Zeit bald, von der wir schon so oft gesprochen haben. Ich hoffe, Deutschland ist gerüstet. Es wird ein harter Strauß sein. Es geht um Sein und Nichtsein der deutschen Nation. Ich für mein Teil zweifle nicht an dem deutschen Siege. Kommt es wirklich zum Kriege, dann bleibe ich nicht hier. Ich fahre mit dem schnellsten Schiffe. Irgendwo und irgendwie wird man mich brauchen können, und ich glaube nicht, daß ich wieder nach Amerika zurückkommen werde, zunächst wenigstens nicht. Deutschland braucht jeden Mann zum Aufbau nach dem Kriege. Und du solltest eigentlich auch nicht hier bleiben. In der Heimat fändest du viel zu tun. Ich glaube, dein Vater hat recht; binden die Engländer mit den Deutschen an, dann stehen die Irländer auf, um mit deutscher Hilfe sich ihre Freiheit zu erkämpfen. Dann möchte ich allerdings auch wieder gerne hier bleiben, um dem wogenden neuen Leben, das von dem neuen Europa aus auch nach unseren Küsten fluten wird, zum Durchbruch zu verhelfen.

Auf meine Frage, wie er sich das neue Europa denke, das aus diesem großen Kriege hervorgehen werde, versicherte er, es wird den Stempel deutschen Geistes tragen, und als ich ihn um größere Deutlichkeit bat, fuhr er fort: Nach deutscher Weltanschauung ist das Wertvolle nicht in dem Allgemeinen als solchem, sondern in dem Besondern enthalten, und so ist die Persönlichkeit der Grundwert und die Grundgestalt der deutschen Ethik. Dem entspricht in der Politik das Föderativprinzip, das den einzelnen Stämmen und Landschaften das Recht ihrer Besonderheit, ihren Persönlichkeitscharakter beläßt. Während des Krieges und nach dem Kriege werden eine Anzahl der um Deutsch-

lands Grenzen liegenden Staaten zu der Einsicht gelangen, daß ihrer eigenen Sicherheit und der menschlichen Kultur am besten gedient sei durch einen freien Anschluß an das Deutsche Reich. Die Beziehung mag als die intimste Form eines Bündnisses vorgestellt werden. Das jetzige Deutschland bliebe selbstverständlich als Bundesstaat bestehen, während das neue größere „Reich", dessen lebendiger Mittelpunkt durch Deutschland gebildet würde, als Staatenbund zu denken wäre, in dem den einzelnen Gliedern das höchstmögliche Maß von Freiheit gewahrt bliebe.

Unter diesen Gesprächen kamen wir zu dem Schulhause. Der Unterricht war beendet, aber der Vater war noch da. Als er uns in eifriger Unterhaltung auf den Schulhof kommen sah, interessierte es ihn, worüber wir verhandelten. Das war nun ganz sein Thema. Was soll aus Irland werden? fragte er. Kommt es nach dem Kriege, den ich noch zu erleben hoffe, zu einem solchen Staatenbund, dann wird Irland nicht draußen bleiben und zwar wird es den wichtigsten Außenposten dieses neuen Staatenbundes bilden. An der Wand hing eine Karte von Europa. Schaut her! rief der Vater. Man könnte ja denken, die Sache klappte besser, wenn Irland hier rechts von England in der Nordsee läge; eine deutsche Landung in England könnte dann eher bewerkstelligt werden, und außerdem wären wir auch Deutschland näher; aber da, wo wir nun einmal sind, bilden wir ein um so wichtigeres Bollwerk für die Sicherheit Deutschlands. Ein freies, starkes, mit Deutschland verbündetes Irland bietet die Garantie dafür, daß England niemals mehr die Welt bedrohen kann mit seinen Herrschaftsgelüsten. Seht, wie ein Zerberus liegt es da vor dem englischen Tor hinaus in die große Welt. Der Vater geriet ins Feuer, als er noch weiter die Vorteile schilderte, die dem neuen Staatenbunde erwüchsen durch den Beitritt Irlands. Überdies sei Irland auch gar nicht das „arme" Land, als das es in der ganzen Welt angesehen werde, „poor Ireland" — „armes Irland" sei die ständige Bezeichnung, und man vergesse dabei, daß sich dieses „arm" in keiner Weise auf das Land bezöge, sondern lediglich auf das Schicksal seiner Bewohner. Ebenso stereotyp rede man von dem „reichen Indien", und doch stehe in der Bilanz des Handelsverkehrs der beiden Länder mit England Irland vor Indien.

Der Kaplan lud mich ein, den Abend bei ihm zu verbringen. Ich möchte dich heute noch so lange haben, wie es geht, sagte er, morgen

früh sehe ich dich doch nicht mehr. — Sein Zimmer war genau so eingerichtet, wie das meine. — Zunächst beschäftigten uns die Ideen, die der Vater geäußert hatte. Dein Vater, sagte der Kaplan, schießt in seinem Eifer manchmal über das Ziel hinaus, aber diesmal hat er ins Schwarze getroffen. Die Befreiung Irlands durch Deutschland wäre eine Tat von ganz ungeheurer Tragweite. Erstens hätte Deutschland dann in alle Ewigkeit Ruhe vor England, und zweitens bekämen die Dinge hier in Amerika ein ganz anderes Gesicht. Die Irländer sind durch ihr lebhaftes Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten, durch ihre natürliche Klugheit, ihr Organisationstalent, ihre rednerische Begabung und ihren schlagfertigen Witz die geborenen Politiker, und der Einfluß, den sie hier besitzen, übersteigt darum weit das Verhältnis ihrer Zahl; oft genug wird durch sie die amerikanische Politik ausschlaggebend bestimmt. Nun stelle man sich vor, die Irländer hier würden mit einem Schlage zu Bundesgenossen der Deutschen. Die Bedeutung eines solchen Zusammenschlusses für die innere und äußere Politik der Vereinigten Staaten wäre gar nicht zu ermessen. — Für eine großzügige deutsche Welt- und Kulturpolitik gewinnt das Argument deines Vaters in der Tat an Gewicht, je mehr man es bedenkt.

Und dazu kommt noch die andere, nicht minder wichtige Seite. Wir haben schon so oft von der verhängnisvollen Krisis gesprochen, der das amerikanische Leben entgegentreibt infolge der in ihm enthaltenen angelsächsischen Antriebe, und von der großen Kulturmission der Deutschamerikaner ihrem neuen Vaterlande gegenüber. Nun erwäge man, daß sich die Deutschen und Irländer zusammenschlössen nicht allein aus Haß gegen England und aus Sympathie für Deutschland in dieser Allgemeinheit, sondern daß es den Deutschen gelänge, den Irländern die ethischen Gründe für eine Bekämpfung des Angelsachsentums fühlbar werden zu lassen, sie also für ihre eigenen idealen Gesichtspunkte, ihren deutschen Idealismus, zu gewinnen: um wie vieles würde sich dann die große Kulturaufgabe der Deutschamerikaner erleichtern, um wie viel näher rückte die Erfüllung!

Zugleich muß aber auch die notwendige Rückwirkung dieser Vorgänge auf Europa, auf Deutschland und Irland bedacht werden. Dem politischen und geistig-sittlichen Zusammenschluß der Iren und Deutschen in Amerika entspräche der kulturelle Anschluß Irlands an Deutschland. Dem auf das höchste gesteigerten irischen National-

bewußtsein würde es ohne alle Frage gelingen, mit deutscher Beihilfe die irische Sprache zu neuem Leben zu erwecken und das Englische als Landessprache mit der Zeit auszuschalten. Dafür würde Deutsch als obligatorischer Unterrichtsgegenstand an den höheren Schulen eingeführt werden. Es ist dies keineswegs eine Utopie. Es gab eine Zeit, und sie liegt gar nicht weit zurück, da war das tschechische Idiom so bedeutungslos und vergessen wie das Irische, und heute wird diese Sprache allgemein von einem stolzen Volke gesprochen, und es liegt in ihr eine schöngeistige und wissenschaftliche Literatur vor, die sich in steigendem Maße die wohlverdiente Achtung erzwingt. So hat ja auch das Magyarische einen ähnlichen wunderbaren Aufschwung genommen, daß ich schon oft meine Unkenntnis dieser Sprachen bedauert habe.

Und welch ungeheuere geistige Bewegung, rief der Kaplan aus, wird nun erst durch Deutschland gehen, wenn das deutsche Volk durch den Krieg, wie ich ihn kommen sehe, in seinen Grundfesten erschüttert wird, wenn es sich gänzlich auf die eigene Kraft gestellt fühlt! Dann wird alles Fremde wie brüchiger Mörtel abfallen, und die Schätze deutschen Wesens steigen funkelnd empor in der deutschen Seele, der Glaube an das Ideal wird dann wie ehedem seine Stärke zeigen und sich in um so größerer Kraft und Schönheit entfalten, weil er das Vaterland und die Welt als seinen Gegenstand ergriffen hat, Wahrhaftigkeit und Treue werden wiederum als das kostbare deutsche Erbgut erscheinen, und man wird die Deutschheit aufs neue als die große sittliche Pflicht begreifen, als den Weltberuf, der dem nationalen Leben tiefsten Inhalt und höchste Würde verleiht. Es wird das eine Zeit der großen Dinge sein für Deutschland und die Welt; mit der Kleinlichkeit des Lebens und Denkens, die wir Auslanddeutsche besonders schmerzlich empfinden, wird es vorbei sein. In der Politik wird das Vaterland und der deutsche Gedanke über alles gehen, und die Kirchen werden sich verbunden fühlen in dem einen, großen Beruf der Religion, die menschlichen Dinge in das Ewige zu gründen. Die Religion wird als ein Anderes, Größeres emporsteigen in dem Bewußtsein; es wird eine ganz neue Zeit der Kirche sein. Der Prophet des Alten Bundes sprach weissagend von einem ragenden Tempel der Zukunft. Mir scheint es, als sähe ich bereits seine Zinnen erglänzen in dem Morgenrot des anbrechenden großen Tages. Es müssen die Herzen weiter werden, und besonders der Katholizismus wird seine Eng=

herzigkeit verlieren. Ich meine, er wird seine Absonderung aufgeben innerhalb des nationalen Lebens. Man wird erkennen, nicht allein wie lächerlich, sondern auch wie verkehrt und verderblich es ist, die katholischen Deutschen in der ganzen Breite des Lebens von den protestantischen Mitbürgern abzutrennen, hat man doch katholische Segelklubs und Wandervereine gegründet, als ob man die Schönheiten der Natur nicht ebenso mit Protestanten genießen könnte. Mir scheint es vielmehr, als versänke gerade bei wahrhaftem ästhetischem Genuß, der die Seele bis zur untersten Tiefe bewegt, alles Trennende menschlicher Herkunft und als bliebe schließlich nur das Eine übrig, das wunderbare Eine, bei dessen Anschauung man von sich selbst nichts mehr weiß. Die einen sagen, es sei die Schönheit, die anderen nennen es Gott. Dies Eine ist ja wohl auch in irgendeinem Sinne das Endziel, das wirksame Ideal. Wir Deutschen meinen das wenigstens. Die Besten unseres Volkes haben sich gemüht um das Eine, um ein Genugsames, das in Wahrhaftigkeit und Schönheit in sich selbst sich zusammenfaßt. Wir haben das Ideal zuerst in der innersten Innerlichkeit als einziger Stätte seines Wesens gesucht und gepflegt oder wir sahen sein Bild über den Sternen, bis uns die Erkenntnis aufging, daß seine Verwirklichung im Vaterlande beginnen müsse. Die Zeit der Erfüllung, die Zeit der großen Dinge scheint sich vorzubereiten. Ich fühle mich dem erfüllenden Ereignis wunderbar nahe.

Schau, Patrick, sagte er, und es erschien ein Gefühl in dem Ton seiner Stimme, das mich aufs stärkste ergriff, es sind so viele Tausende dahingegangen, die den großen Tag des Ereignisses nicht mehr erleben durften. Manche von ihnen gelangten wie Moses bis an die Grenze des zugelobten Landes und schauten von ihrer Höhe seine Schönheit, aber sie fanden noch in der Wüste ihr Grab. Mit der unerfüllten Sehnsucht im Herzen sind sie alle in die Grube gefahren. Ich kenne so viele von ihnen. Weißt, meine Bücher hier sind für mich kein bedrucktes Papier. Ich spüre überall die Seele, und je mehr ich mich in die Gedanken und Gefühle, in das Ringen und Hoffen dieser abgeschiedenen Geister versenke, desto klarer tritt wie aus einem Dämmer ihr menschliches Bild hervor, bis ich sie ganz deutlich vor mir sehe, das Gesicht, die Augen, alles ganz deutlich. Und dann lese ich auch nicht mehr, sondern ich höre sie sprechen, und ich stehe ihnen Rede und Antwort, ich halte vertraute Zwiesprache mit ihnen. Und da stellen sie mir dann vor, wie sie gelebt und ge=

stritten um das Eine, um die Wahrheit und die Schönheit, und wie sie darauf vertrauten, daß der Welt noch einmal das Heil von dem deutschen Stamme komme, weil die Deutschen mit einfältigem und tiefem Sinn an ein Allumfassend-Göttliches im Leben glauben. Und dann ist es mir, als beschwörten sie mich, ich solle ihr Lieben und Hoffen vor der Verwesung retten, und ich höre, wie sie mich beim Namen rufen, daß ich ihnen gar nicht mehr ausweichen kann. Dann leidet's mich nicht mehr auf dem Stuhl, es überläuft mich heiß, und ich komme fast um vor Sehnsucht, vor Verlangen nach der großen Tat, in der all die Liebe und Hoffnung meiner toten Freunde geborgen wäre, in der sie selbst wieder zum Leben auferstünden. —

Nun ist er mir selber zu dem großen toten Freunde geworden, der mir Tag für Tag zuruft: Patrick, denke an meine Liebe und Hoffnung! Ich trage seine ganze ungestillte Sehnsucht in mir als ein brennendes Vermächtnis. Ich fühle die Bewegung der gebärenden Liebe und ich sehe die erlösten Genossen meines Volkes nach dem Tage der tötenden Rache zugleich mit den deutschen Brüdern als Mitstreiter und Miterben eingehen durch das Tor der neuen Zeit.

Der Priester war aufgestanden. Er hatte das Letzte in einem Tone gedämpfter Feierlichkeit gesprochen. Noch eine Weile stand er an seinem Hausaltare; dann löschte er das Licht. — Ein Stündchen Ruhe mögen wir uns immerhin noch gönnen. Wir können's ja über Tag nachholen, was wir versäumt haben. — Er ging voran über die Diele nach der Gaststube und verabschiedete sich von mir mit einem Händedruck. Ich öffnete das Fenster und schaute noch einige Zeit in den dämmernden Morgen.

Auf dem Hügel stand die Kirche im Frühschein.

Drei Tage verweilte ich in dem gastlichen Hause meines irischen Freundes. Auf verschiedenen Ritten und Wagenfahrten durchstreiften wir das ganze, weit ausgedehnte Revier der Gemeinde, und ich lernte da ein deutsches Volk kennen, das in Liebe und Verehrung an dem Seelsorger hing. Als ich am Abend des dritten Tages von meiner Absicht sprach, den nächsten Morgen meine Reise fortzusetzen, wollte mein Wirt nichts davon hören. Wir saßen wieder wie am ersten Abend bei der grünen Lampe. — Wer weiß, ob sich unsere Wege je wieder kreuzen, begann der Priester in einem niedergestimmten

Tone, während er mir den Tabakkasten zuschob. Haben Sie sich's denn zum Gesetz gemacht, bei Freunden nie länger als drei Tage zu verweilen? Das gerade nicht, gab ich zur Antwort, aber drei Tage gelten ja wohl als die klassische Frist. Auf das Verlangen meines Wirtes, den Ausspruch zu erklären, erzählte ich die Geschichte einer Sommerfahrt durch das schwäbische Land, wie ich nach einem durchwanderten Tag auf ein altes Kloster stieß und da für die Nacht freundliche Aufnahme fand. Als ich in der Frühe des nächsten Tages zum Morgenimbiß das Refektorium aufsuchte, erregte eine schwer leserliche Inschrift über der Türe meine Aufmerksamkeit. Mit einiger Mühe konnte ich den bedeutsamen Spruch entziffern:

Post tres dies hospes et pisces vilescunt.

Der Priester lachte laut auf. Das Kloster kenne ich, der Kaplan hat mir davon erzählt! An Deutlichkeit läßt der Spruch jedenfalls nichts zu wünschen übrig. Aber, mein lieber Freund, Sie essen doch hier keine Klostersuppen! Sie wissen es ohne meine Versicherung, daß mir drei Wochen lieber sind als drei Tage und drei Monate lieber als drei Wochen. — Es ward mir schwer gemacht, bei meinem Entschlusse zu beharren.

Zu guter Stunde fuhren wir am nächsten Morgen selbander nach der kleinen Präriestation. Es kostete Mühe, die Unterhaltung des Weges in Heiterkeit bei gleichgültigen Dingen zu erhalten. Der Abschied fiel uns schwer, ohne daß es ausgesprochen wurde. Beim Einsteigen holte der Priester ein kleines Buch aus seiner Rocktasche und drückte es mir in die Hand. Er wollte etwas sagen, aber er konnte nicht. Ich sah noch, wie er schnell zu seinem Wagen zurückging. Der Zug fuhr ab. Als ich noch einmal durch das Fenster blickte, schien es mir, als legte er in Liebkosung den Arm um den Hals seines Pferdes. Das war das Letzte. Eine Minute noch und das einsame Stationsgebäude war ein verschwindendes Pünktlein an dem Rande der baumlosen grünen Fläche, die der Zug in rasender Fahrt durchschnitt.

Ich schlug das Buch auf. Es war aus der Bibliothek des Kaplans. — Ich verstand die Meinung. — Die Widmung von des Priesters Hand enthielt wohl das, was er mir selbst nicht mehr zu sagen vermochte. Beim Blättern fand ich einen eingelegten Zettel. Der irische Text des Liedes von dem blühenden Shamrock stand

darauf. Die deutschen Worte und die Melodie hatte ich an dem ersten Tage meines Aufenthaltes gelernt. Das Lied kam mir nicht mehr aus dem Sinn. Wie ich mich auch bemühen mochte, meine Gedanken abzulenken, immer wieder klang mir seine Weise aus dem Rhythmus des fahrenden Zuges.

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha.

Bücher unsere

Die Religion und der Krieg Von Paul Eberhardt.

Preis 50 Pf.

(Blätter für Suchende aller Bekenntnisse. Heft 3.)

„Die Worte dieses geistvollen Predigers erregen ernstestes Nachdenken; sie geben uns zugleich die Zuversicht, daß noch nicht alle Gerechtigkeit aus der Welt geschwunden ist, daß sich die Menschen aus dem Wirrsal herausfinden werden und sich wieder auf das Bessere in sich besinnen. Eine Erbauung, die uns in diesen Tagennot tut." Hamburger Fremdenblatt.

Der Kampf des deutschen Geistes im Weltkrieg

Dokumente des deutschen Geisteslebens aus der Kriegszeit. Herausgegeben von **Karl Hönn.**

Preis in Pappband etwa 2.60 M.

Allgemeine Kultur, Musik, Philosophie, Politik, Presse, Religion, Sprache und Dichtung, Theater, Wirtschaftswesen.

Ein Buch für jeden Gebildeten, der den Einfluß des Krieges auf die einzelnen Geistes- und Kulturgebiete mit Bewußtsein verfolgen und zu seinem Teil an der Erhaltung und Verwertung der im Volke lebendig gewordenen treibenden Kräfte zum Besten der deutschen Kultur als Weltkultur beitragen will.

Der Weltkrieg im Unterricht

Vorschläge und Anregungen zur Behandlung der weltpolitischen Vorgänge in der Schule.

Preis in Pappband etwa 3 M.

Neue Erzieherpflichten für unsere Zeit: Prof. Dr. Fr. W. Foerster; **Deutsch und Dichtung:** Prof. Dr. Ph. Witkop; **Geographie:** Prof. Dr. F. Lampe; **Geschichte:** Dr. R. Wustmann; **Mathematik und Physik:** Prof. Dr. Umlauf; **Biologie:** Prof. Dr. Umlauf; **Religion:** Direktor Spanuth; **Alte Sprachen:** Prof. Dr. K. Hönn; **Neuere Sprachen:** Prof. Dr. G. Hellmers; **Völkerrecht:** Dr. H. Wehberg.

Ein Buch für die Praxis, das die Verbindung zwischen dem Krieg und den einzelnen Unterrichtsfächern schaffen will und zugleich ein grundlegender Beitrag zur Methodik ist.

Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha